Neue
Skizze von Wien.

Zweytes Heft.

Wien,
bey J. V. Degen,
Buchdrucker und Buchhändler.
1805.

XXXVIII.

Zoologisch = mechanisch = physikalisches Kabinet.

Das achtzehnte Jahrhundert wird sich nicht zu schämen haben (sagte ehedem Lichtenberg) wenn es einst sein Verzeichniß von neu erworbenen Kenntnissen und angeschafften Sachen an das neunzehnte übergeben wird. Es hat die Gestalt der Erde bestimmt; hat dem Donner Trotz bieten gelehrt; hat den Blitz, wie Champagner, auf Bouteillen gezogen; hat Thiere ausgefunden, die an Wunder die Lernäische Schlange übertreffen; Fische entdeckt, die, was Jupiter nicht konnte, die Schwächeren selbst unter dem Wasser mit unsichtbarem Blitze tödten; hat Luft in feste Körper, und feste Körper in Luft verwandelt; hat Quecksilber geschmiedet; mit Wasser geschossen wie mit Schießpulver; hat durch

Linnäus das erste brauchbare Inventarium über die Werke der Natur entwerfen lassen.

Die Gegenstände dieses Linnäischen Inventariums, und manche jener, der ganzen älteren Welt unbekannten Erfindungen trifft man heut zu Tage in den guten Naturalien-Kabineten.

Die hiesige Universität hat ihre eigene Naturalien-Sammlung.

Der kaiserliche Hof besitzt ein Kabinet von Conchylien und Mineralien, welches unter die vollständigsten von Europa gehört; und seit einigen Jahren auch ein zoologisch-mechanisch-physikalisches Kabinet, welches erst von Kaiser Franz II. angelegt worden ist.

Dieses Kabinet befindet sich auf dem Josephsplatze, in dem linken Flügel des Gebäudes, welches diesen Platz von drey Seiten umgibt. Es ist in der Regel jeden Mittwoch des ganzen Jahres für alle ordentliche Leute offen; doch muß jeder Besuchende vorläufig von dem Director desselben, Abbe Stütz, ein Eintrittsbillet begehren, und es beym Besuch abgeben.

Die ganze Sammlung ist in mehrern Stockwerken und in vielen Zimmern aufgestellt.

Beym Eintritt zu ebener Erde sind die Säugthiere. Um nicht einen weitläufigen Katalog zu machen, will ich der Aufmerksamkeit der Besuchenden nur vorzugsweise empfehlen: links in mehrern Zimmern die vielen Gattungen von Affen, und was unter diese Art gehört, vom größten bis zum kleinsten. — Das berüchtigte Ai oder Faulthier — das Schnabelthier — die Gürtelthiere — das Schuppenthier — den Ameisenbär, Waschbär, weißen Bär — den Vielfraß — den im alten Egypten angebeteten Feind des Krokodils, Ichneumon — das Zibethier — das Panterthier — mehrere Tieger — den Löwen und die Löwinn — die Hunde von fast allen Geschlechtern — Wölfe verschiedenen Alters ꝛc. ꝛc.

Rechts in einem Saale: das höchste aller vierfüßigen Thiere, die ungestalt gebaute und doch hübsche Giraffe (beynahe möchte man sagen, der Strauß der Säugthiere) welche vierzehn Fuß hoch ist. — Das plumpe

Nashorn (Rhinoceros) eigentlich noch ein Kind seiner Gattung, denn es war bey seinem Tode erst vierzehn Monathe alt — der Tapir — der Kutu — das Rennthier — das Elenthier — das Kameel — der Büffel — der Auerochs (ein lebender ist im Garten zu Schönbrunn) — ein paar Delphine — Meerkälber ꝛc. ꝛc.

Im ersten Stockwerke links ist eine Sammlung von Insecten, welche erst unlängst angelegt worden, und noch nicht ganz vollständig ist.

Rechts in diesem Stockwerke befindet sich eine Sammlung von mechanischen und physikalischen Gegenständen: Modelle von Schiffen, von Mühlen, von Ackerbaugeräthschaften. — Eine Maschine, woran durch bloßes Drehen eines Rades goldene Borden gemacht werden. — Ein großer Electrophor von ungefähr vierthalb Fuß im Durchmesser — eine sehr große Electrisir-Maschine. — Mehrere künstliche Uhren — Telegraphen — mehrere Arten von Mosaik-Gemählden aus mancherley sonderbarem Stoffe. — Die schon seit

lange bekannte Schreibmaschine des Herrn v. Kautz. — Eine Sprachmaschine von dem berühmten Mechaniker Kempelen (dem Verfertiger des durch ganz Europa bekannt gewordenen Schachspielers) — Hier befindet sich auch der große Brennspiegel, womit Kaiser Franz I. einige seiner berühmten Versuche gemacht hat, Diamanten zu schmelzen.

Endlich sieht man hier im letzten Saale das Bild des Stifters dieser Anstalt, des Kaiser Franz II. Es ist von kararischem Marmor, in erhobener Arbeit, von Zauner mit vieler Aehnlichkeit verfertiget, und hat zur Aufschrift: Francisco II. Augusto. Litterarum et artium parenti optimo, Musei Conditori munificentissimo. 1796.

Im zweyten Stockwerke rechts sind Fische und Amphibien. — Unter den Fischen, wobey sich unstreitig die abentheuerlichsten Gestalten der organischen Natur befinden, bemerke ich vorzüglich die Zitterroche, welche bey ihrer Berührung den heftigen electrischen Schlag giebt. — den Seeteufel — den

schwimmenden Kopf — der Dintenfisch — mehrere junge Haifische, dieses gefräßigste Ungethüm der Meere, ꝛc. ꝛc. — Unter den Amphibien ein Kaiman, — ein Skelett von einem indischen Krokodil — ein Bieber — Verschiedene Schlangen, Kröten, Eidechsen ꝛc. in Spiritus aufbewahrt. — Auch ist hier im Spiritus ein Hühner-Ei in der Brut, von der ersten Epoche der Brutwärme bis zum Auskriechen des Küchleins, in zwey und vierzig Gläsern, wovon jedes den Zustand dieses Eies in seiner stufenweisen Entwickelung, von zwölf Stunden zu zwölf Stunden zeigt. — Noch findet man hier die Anlage zu einer Sammlung von Schwämmen, Baumfrüchten und Fettpflanzen, welche täuschend nach der Natur in Wachs gearbeitet sind, und fortgesetzt werden.

Der linke Flügel des zweyten Stockwerks ist der Ornithologie gewidmet. Diese Schöpfung ist in die Hausvögel, Raubvögel, Singvögel, Spechte, Sumpfvögel und Wasservögel eingetheilt.

Jedem Besuchenden werden hier auffallen

der Strauß mit seiner erzdummen Physiognomie, und daneben der Straußkasuar, den Lavater in seiner Physiognomik charakterisirt hat. — Die schöne Kronentaube — der prächtige Augenfasan aus China — der Pauxi — die Metallflügeltaube — die Seidenschwänze. — Unter den Geyern ist ein weißköpfiger, welcher in der Menagerie des Prinzen Eugen im Belvedere war, und in seinem Käficht (wie man gewiß weiß) hundert und zwey Jahre gelebt hat. Auch einige werkwürdige Nester sind hier: das Nest des Schneidervogels, welches er sich aus Baumblättern zusammen näht; das Nest der Kapmeise, welches in zwey Kabinetchen abgetheilt ist; eines für das Weib und die Jungen, das andere für den Mann, der sich ja nicht gelüsten darf lassen, in das erste zu kommen. Endlich sieht man auch drey von den berühmten sogenannten indischen Vogelnestern, die eigentlich in Tunkin zu Hause sind, die von den Chinesern und von reichen Europäern so hoch geachtet werden, daß sie der Dichter Haller als das kostbarste Gericht besingt, da er sagt:

„Speist Tunkins Nest aus Gold“ weil sie eine den Reichen sehr willkommene Eigenschaft haben sollen.

Die schönen und sanften Sechsfaden-Vögel, der Paradies-Vogel, der neuholländische Paradies-Pfau, die mancherley Kolibri, mit einem Nestchen, und mit Eiern so winzig wie eine kleine Erbse, stechen gewaltig ab mit den Reisigen in dem befiederten Heere, dem Hornvogel, dem Toko und Tukan mit ungeheuern Schnäbeln und dem Anhima mit Streitsporen an den Flügeln. — Sehr grotesk sehen aus der Nimmersatt und die Kropfgans. — Den Beschuß endlich machen der Unglücksprophet der Sturmvogel, und die plumpen patagonischen Pinguinen.

Jedes Thier hat seinen Nahmen deutlich geschrieben neben sich hängen. — Auch wird dieses Kabinet durch die Sorgfalt seines jetzigen Directors, bey jedem Anlasse mit neuen Gegenständen bereichert.

XXXIX.

Die Ausländer in Wien.

Ich spreche hier nicht von dem großen und reichen Adel, denn der ist nirgends Ausländer, er ist in Europa überall zu Hause: in Petersburg wie in Neapel, in Wien wie in London, in Berlin wie in Lisabon. Wie die Souverains in der diplomatischen Sprache sämmtlich Brüder und Vettern sind, so hat diese Caste ebenfalls eine wirkliche stillschweigende Verbrüderung unter sich, vom Cap finis terrä bis an den See Ladoga.

Eben so wenig rede ich von den Handwerksburschen und geringen Arbeitern, denn auch diese sind überall zu Hause; sie finden ihren Ambos, ihre Hobelbank, ihren Knieriemen und ihre Holzart für die Woche, und eine Kanne Bier, ein Hackbret und ein Dirnchen ihres Gelichters für den Sonntag allenthalben, und somit ist der Kreis ihres Wirkens und ihre Wünsche ausgefüllt.

Unter den Ausländern begreife ich hier die Leute vom Mittelstande, die aus dem übrigen Deutschlande und aus anderen benachbarten Staaten häufig und unablässig nach Wien kommen, theils um mancherley Geschäfte zu betreiben, theils um ihr Glück zu machen, theils um öffentliche Anstalten zu besuchen, oder endlich bloß als Reisende, um den Platz kennen zu lernen.

Diese Herren sind in den ersten Wochen, auch wohl Monathen ihres hiesigen Aufenthalts gewöhnlich mit Wien gar nicht zufrieden. Vielen Wienern und den Unzufriedenen selbst ist dieses oft nicht wohl begreiflich. Ich meines Theils finde es ganz natürlich.

Kleon verläßt zu Hause Aeltern und Geschwister, wohlthätige Verwandte, innige Freunde, eine Geliebte!... In Wien angelangt, ist er mit Einmahl unter einem ganz unbekannten Himmel. Die Wiener drängen sich gar nicht an Fremde, und jetzt noch viel weniger als ehedem; somit ist Kleon in einer Fluth von Hunderttausenden doch — isolirt. Er sitzt im Theater unter tausend Menschen —

und ist allein; er spaziert im Prater unter zwanzig tausend Menschen — und ist allein. Kein Händedruck eines Freundes, kein Gruß eines Verwandten, kein Lächeln eines Schätzchens erheitert seinen herumirrenden Blick. Er mahlt sich alle diese Süßigkeiten seiner Vaterstadt jetzt um so lebhafter, je schmerzlicher ihm die Entbehrung derselben wird, und — ärgert sich über das ungesellige Wien.

Dront war in seinem werthen Vaterstädtchen ein angesehener Mann; jeder seiner Aussprüche war von Gewicht; man drängte sich an ihn, man suchte seine Gesellschaft, er war die Seele seines Kränzchens. Er kömmt nach Wien. Seine mitgebrachten Empfehlungen machen wohl, daß er ein paarmahl zu Tische geladen wird; aber man findet seinen Ton, der zu Hause angestaunt war, und peremtorisch entschied, weder treffend noch geschliffen genug. Er strengt sich an, er verdoppelt das Gewicht seiner Aussprüche, und wird dadurch nur noch ungenießbarer; man macht sich auf eine höfliche Art wieder von ihm los. Er versucht es noch hie und da,

sich geltend zu machen, es läuft aber ohne Erfolg ab. — Er ergrimmt über das unempfängliche Wien.

Phipps hat sich auf mehrern Universitäten herum getrieben; er hat die neue Aesthetik, die neue und die neueste Philosophie an der Quelle eingeschlürft; er ist nach Wien gekommen, und will sich ein Bischen umsehen, ob es hier noch immer so übel mit der Litteratur steht, wie die allgemeine deutsche Bibliothek so lange bewiesen hat, und ob den Fajaken*) der Philosophismus gar nicht zu inoculiren sey. Er speist an einer öffentlichen Tafel, und fängt dort an von seinen Gedichten in Musen-Almanachen, von Schlegel, von Schelling und Reinhold zu sprechen. Sein Nachbar rechts merkt gar nicht auf ihn; sein Nachbar links sieht ihn ein paarmahl groß an, und frägt endlich: wer ist der Schlegel, wer ist der Schelling und Reinhold? . . . Wie! Herr Schlegel ist der weltberühmte Mann,

---

*) Siehe die Xenien, ein gar ehrenvolles Product zweyer hochberühmter Dichter.

der die poetische Poesie erfunden, der dem gesammten Deutschlande bewiesen hat, daß Wieland, Uz und Kleist gar keine Dichter sind. Schelling hat den transscendentalen Idealismus, und Reinhold den rationalen Realismus erfunden. . . . Der Nachbar Wiener lächelt, und versichert ihn, weder den Schlegel, noch den Schelling, noch den Reinhold zu kennen. — Phipps erstaunt über das unwissende Wien.

Die Gallerie wäre leicht noch weiter auszumahlen; allein es möchte Deutler und Deuteleyen geben, denen man bey Local-Schriften so selten entgeht; also nur noch etwas weniges im Allgemeinen.

Die Ausländer sind gewohnt, bey Tische, in Gesellschaften u. s. w. über Politik, über Höfe, Minister u. s. w. schlichtweg zu reden, wie es ihnen vor den Mund kömmt, und wie sie es zu Hause machten. In Wien weicht man solchen Discursen aus, bleibt stumm dabey, giebt oft absichtlich verkehrte Antworten. Das macht den Ausländer erstaunt und ungehalten. Ferner hört er in Kaffehäusern,

auf Spaziergängen und andern öffentlichen Orten, meistens unbedeutendes Zeug reden, und macht nun rasch den Schluß: die Wiener wissen rein Nichts, seyen flache Köpfe, unter denen gar nicht zu leben ist. Er weiß nicht, warum man so ist; und erfährt es erst nach langer Zeit, oder auch gar nicht, je nachdem es kömmt.

Zeit und Umstände bewirken jedoch sehr oft, daß solche anfängliche Malcontenten in der Folge Wien mit allen seinen Unvollkommenheiten zu ihrem zweyten Vaterlande machen.

XL.

Kuhpocken.

Man hat die Jahre aufgezeichnet, in welchen in Großbritannien die Würgengel der Lämmer — die Wölfe — sind ausgerottet worden *). Noch können wir zwar das Jahr nicht bestimmen, in welchem die Würgengel unserer Kinder — die Pocken — in Wien werden ausgerottet seyn, doch scheint dieser freudige Zeitpunct nicht mehr ferne, denn im Jahre 1804 starben hier nur noch zwey Kinder an den Pocken, da man doch bisher im Durchschnitte alljährlich 600 als Opfer dieses Giftes rechnen mußte.

Die Pocken (Kinderblattern) kamen bereits im achten Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung nach Europa, aus Afrika wie man sagt, und sie haben seit ihrer Erschei=

---

*) Der letzte Wolf wurde erschossen in England 1648, in Schottland 1680, in Irland 1710.

nung in dieser besten aller möglichen Welten — nebst Pest, Hunger und Krieg — fleißig daran arbeiten helfen, damit der Menschen nicht zu viel wurden. Seitdem sie so recht über Europa verbreitet sind, darf man wohl rechnen, daß ungefähr 1/12 aller Neugebornen daran starb.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts lernte die bekannte Lady Montague die Inoculation der Pocken in Constantinopel kennen, und brachte sie in die christlichen Länder; man stritt lange dafür und dawider, nach und nach wurde sie doch fast allenthalben eingeführt, besonders in dem letzten Viertel des verflossenen Jahrhunderts. Allein, — woran es nun auch liegen mochte, — sie bewies sich in der späteren Zeit nicht mehr so wirksam: manche Kinder starben daran; andere bekamen dadurch einen langsam wirkenden Krankheitskeim in den Körper, und noch andere wurden trotz der Inoculation auch von den natürlichen Pocken befallen; sie kam allmählig wieder in einigen übeln Ruf.

Da in der Zukunft vielleicht von den Pocken

eben so wenig mehr die Rede seyn wird, als sie jetzt mehr von dem Aussatz ist, so erlaube man mir, hier noch eine kurze Chronik der letzten Pockenjahre einzuschalten, woraus erhellet, wie zerstörend (trotz der allgemein eingeführten Inoculation der natürlichen Pocken) diese Krankheit war: es starben in Wien an den Pocken

im J.	Kinder	im J.	Kinder
1790 —	1569.	1796 —	1098.
1791 —	149.	1797 —	585.
1792 —	33.	1798 —	612.
1793 —	508.	1799 —	356.
1794 —	1510.	1800 —	3296.
1795 —	196.		

folglich im obigen Zeitraume von 11 Jahren 9912 Kinder.

Jetzt erstand Doctor Jenner, und entdeckte die schützenden Kuhpocken. Wenn dieser neue Pocken-Ableiter fortfährt, die Probe zu halten, wie es bisher den Anschein hat, so ist die Belohnung von 10000 Pfund Sterling, welche das brittische Par-

lament dem Entdecker gegeben hat, nicht zu groß.

Das mörderische Jahr 1800 hat den gänzlichen Ausschlag zu Gunsten der neu entdeckten Schutzblattern gegeben, die zwar hie und da schon versucht wurden, über deren öffentliche und allgemeine Einführung aber noch eine große Discrepanz der Meynungen herrschte. Mit dem Jahre 1801 wurde die Vaccination hier allgemein ausgebreitet, und das Resultat davon war im höchsten Grade günstig; es starben seitdem an den Pocken:

im Jahre		Kinder
1801	—	164.
1802	—	61.
1803	—	37.
1804	—	2.

und unter diesen beyden letzten war Eines das Kind einer fremden hier durchreisenden Mutter; folglich bleibt für Wien Ein einziges.

In Wien hat sich besonders Doctor De Caro

durch die erste Einführung der Kuhpocken-Impfung verdient gemacht. Wie noch vor wenigen Jahren Anstalten zur Inoculation der menschlichen Pocken sowohl von der Regierung unentgeldlich für arme Kinder, als von einigen Medicinern für vermögliche unterhalten wurden, eben so sind jetzt allenthalben Vaccinations-Anstalten angelegt. Die kaiserliche Familie selbst ist schon mit dem Beyspiele dieser Impfung vorgegangen, um desto mehr Zutrauen auf dieselbe einzuflößen. — Man hat die Vaccination schnell in allen Provinzen eingeführt, und in der bloßen Militär-Gränze sind in Einem Jahre gegen 22000 Kinder vaccinirt worden.

Ein pockennarbiges Gesicht wird in vierzig Jahren ein seltenes Kabinetsstück seyn! — Indessen laßt uns nicht zu vorlaut seyn!... Laßt uns wenigstens eine Generation abwarten, ehe wir den scheußlichen Blattern ihren letzten Grabesang anstimmen.

Eben dieser Doctor De Caro hat den Kuhpocken-Impfstoff über Constantinopel und Bagdad nach den englischen Besitzungen in

Ostindien, nach Bombay, Madras und bis nach Kalkutta verschickt. Und sonderbar!... Jetzt, da man den Stoff und die Methode vor den Pocken zu schützen, dritthalb tausend Meilen weit bis an die Ufer des Ganges gebracht hat, erst jetzt entdeckte sich, daß die Kuhpocken-Impfung schon seit undenklichen Jahren in jenen Gegenden von den Braminen betrieben werde. Dieser Umstand scheint außer Zweifel zu seyn; dabey ist man aber mit Recht unschlüssig, ob man sich mehr über die Stupidität der Beamten der englisch-ostindischen Kompagnie entrüsten soll, die schon seit fünfzig Jahren unter den Braminen herumwandeln, ohne jemahls auf diese wichtige Entdeckung die mindeste Aufmerksamkeit zu richten, oder über die Schelmerey der ehrwürdigen Braminen, welche diese Wohlthat in den Nebel des Aberglaubens hüllten und sie nur den Anhängern ihrer Secte angedeihen ließen.... Aber freylich haben die Herren von der ostindischen Kompagnie auf andere Dinge zu sehen: ein Sack voll Reis, ein Bündel Seide, ein Lumpen

von Zitz oder Musseline, sind für eine Gilde von Wucherern viel wichtigere Artikel, als ein Specificum gegen eine Krankheit, die jährlich in ganz Europa Millionen mordete.

Ist doch auch in Deutschland nicht vernünftiger gehandelt worden, wenn es sich bestättigen sollte, daß die heute allenthalben mit Enthusiasmus aufgenommene Kuhpocken-Impfung schon vor fünfzig Jahren vorgeschlagen aber damahls kalt und kurz abgewiesen wurde.

Da möchte man wohl mit Lichtenberg aufrufen: O wenn doch jemand den Schlüssel zu dem heiligen Gewölbe fände, wo vermuthlich noch tausend solcher Dinge verborgen liegen! Wer will sagen, ob wir unser Leben nicht einst wieder auf halbe Jahrtausende bringen?

Ein lächerlicher Umstand seit der Einführung der Schutzblattern ist, daß es schon jetzt Leute gibt, denen bange wird, es möchten der Menschen zu viele auf unserem Planeten werden, und aus diesem Uebermaß des Unheils noch mehr entstehen, als uns

bis jetzt schon bescheret ist! .... Die Kurzsichtigen! Wissen sie denn nicht, daß die Vorsicht, nebst Pestbeulen, Kanonen, Bayonnetten und Pocken, noch der Werkzeuge genug hat, um für künftige Geschlechter Raum zu machen? — Hat nicht leider schon das gelbe Fieber aus Nordamerika den Weg nach Spanien und Italien gefunden? . . . Ist nicht eben jetzt ganz Europa in banger Sorge vor den wiederholten Ausbrüchen dieses neuen Giftes, welches mit solcher Schnelligkeit die Menschen mordet, daß es der Heilkunde noch nicht möglich war, sichere Gegenmittel auszufinden, und welches in der That ein noch weit schlimmeres Geschenk für unseren Welttheil wäre, als die vor tausend Jahren zu uns gekommenen Pocken.

XLI.

Revision der Aushängschilder und Aufschriften.

Eine solche Revision existirt zwar nicht, wäre aber keineswegs überflüssig.

Wenn ein Mann von Geschmack in der Stadt herum geht, und die Schilder an den Häusern und Kaufgewölben ansieht, so kann er eben keinen sehr hohen Begriff von dem Geschmack der Wiener hegen. Was da für unschickliches und albernes Geschmier zur Schau kömmt!... Zum Beyspiel: hier die heilige Dreyfaltigkeit ober einer Bude voll modischen Firlefanz, der bloß dazu erfunden ist, der Eitelkeit und Sinnlichkeit Anbeter zu verschaffen; hier der englische Gruß ober Riechwässern, Guckgläsern, Haarnadeln und profanen Toiletten-Instrumenten; dort der heilige Anton von Padua ober Schweinsschinken, Ochsenzungen und Speckseiten; da die Flucht in Aegypten ober Käse, Schmeer und Unschlitt; dort der Prophet Jonas wie ihn der Fisch ausspeyt, an einer Bude wo Ja-

lappa, Kremor tartari und Bibergeil verkauft wird.

Wie in aller Welt kommen die lieben Heiligen, ja sogar Gott Vater, Sohn, und heiliger Geist zu Aushängschildern von so unbedeutenden irdischen Dingen? ... Diese Heiligen-Schilder würde ich ohne weiters abstellen.

Nach den Bewohnern des Himmels müssen es sich die Götter der Erde, die Souverains von ganz Europa, schon auch gefallen lassen, zum Schild einer oft schlechten Waare zu dienen; auch sind sie alle hier, vom römischen Kaiser an, bis auf den Hospodar der Walachey den Fürsten Ypsilanti. Ein Glück für sie, daß sie nicht so delikat sind wie der Macedonische Alexander weiland *)! sie würden erschrecken über die hölzernen und verzerrten Gesichter, die sie auf solchen Schildern haben. Nach den Potentaten folgen die Kriegsmänner Loudon, Coburg, Suwarow, Nelson rc. Solche werden allemal in Kriegszeiten

*) Dieser erlaubte niemandem, sein Bild zu mahlen, außer dem berühmten Apelles.

ausgewählt, wenn eben viel Redens von ihnen ist. Von Ministern habe ich einst den einzigen Kaunitz ober einem Silberladen erblickt: vermuthlich sind die Männer der Diplomatie in der Welt der Gewürzkrämer, Leinwandhändler und Seifensieder weniger bekannt, sonst müßten sie wohl auch bey diesen die Kunden herbey rufen.

Einige wenige unserer Verkäufer müssen wohl gar eine Tinktur von Schöngeisterey haben, weil sie sich in die Mythologie und in die schönen Künste versteigen: Flora, Venus an der Toilette, die Vigano, die Casentini als Waldmädchen, der famose Papageno ꝛc. sind dieser ihre Schutzpatrone.

Ein Schuster in der Spiegelgasse ist so geistreich, daß er zum Schild führt den Moses, wie er eben die Schuhe auszieht! eine schlechte Empfehlung für sein Handwerk. — In eben dieser Gasse ist ein Strumpfwirker, der zum Schilde hat den ewigen Frieden; und wodurch ist der ewige Friede dargestellt? durch einen Kirchhof! ... Sonderbar: auch der berühmte Kant hat seine Ideen über den ewi=

gen Frieden aus der Ansicht eines Kirchhofes geholt; beynahe möchte man hier aufrufen: les beaux esprits se rencontrent! da der wienerische Strumpfwirker und der königsbergische Metaphysiker so identisch auf einem Punkte zusammen treffen.

Noch schlimmer ist es mit den Aufschriften, die häufig voll von Schnitzern gegen die Orthographie und andere Regeln sind. Der bekannte Otto kündigte lange mit großen Buchstaben an, daß alle Sonntage bey ihm Klupp sey; als die Clubs verboten wurden, gab er Cassino, und noch seit nicht gar lange wird das Wort recht gedruckt. Ein Nachbar des Otto hat in der nämlichen Gasse ein Cassino für distinquirte Persohnen, und macht, wie man sieht, in vier Worten drey Schnitzer. — Die Gewürzkrämer kündigen alljährlich richtig ihren neuen Senft statt Senf an. Der Trakteur Villars schrieb — wie hochherzig, an sein Haus: „Gasthof aller Bidermänner." — Ein anderer nennt sich einen „Bürgerlichen Trakter." — Ein Färber auf dem Michaelerplatze hat auf seiner Tafel: „Franz Ri-

galt, bürgerlicher Seidenfärber" und dabey die gräuliche französische Uebersetzung: „Frantz Rigalt deind toutes sortes d et — tosfes de Sois." — Ein Petschierstecher hatte wenigstens zehn Fehler in seiner Aufschrift, und nannte sich! „Mitglied der Akademie der bildenden Künste!"

Wäre bey diesem unerschöpflichen Magazin von Schnitzern und widersinnischem Zeuge nicht eine legale Revision zu wünschen, um uns die Schande zu ersparen, daß der einsichtsvolle Fremde von Wien sagen darf, man könne hier nicht schreiben? — Sollte nicht jeder Schildkleckser und Buchstabenmaler seine Pinseley erst bey der Revision vorweisen, bevor sie zum öffentlichen Gebrauch ausgehängt wird?

Ich weiß wohl, daß es in mehrern sehr berühmten Hauptstädten auch nicht besser ist; allerdings, aber ein Fehler rechtfertigt den anderen nicht.

XLII.

Zweydeutige Höflichkeit.

Es giebt Leute, deren Charakter und Handlungsweise in manchem Betrachte niedrig, häßlich und menschenfeindlich, auch als solcher allgemein anerkannt und verdammt ist.

A. ist ein Blutigel von Wucherer; B. ein gefährlicher Verläumder; C. ein tückischer Doppelzüngler; D. ein Schwärzer; E. ein hartherziger Geitzhalz; F. ein bestechlicher Verschwender ꝛc.

Ich befinde mich in einer Gesellschaft: man schreit, man wettert, man entsetzt sich über diesen und jenen neuen unbiedern Streich, den Herr A, B, C, D, E, F, so eben gemacht haben. — Wohlan! Herr A, B, C, treten einer nach dem anderen ein. Flugs andere Gesichter! es scharren die Füße; Verbeugungen links und rechts; Ihre Dienerin! — Gehorsamster Diener! von allen Seiten ... Die notorischen und einen Augenblick vorher verabscheuten Schufte werden mit Ach-

tung, mit eben den verbindlichen Aeußerungen empfangen, wie der rechtschaffenste, der geschätzteste Mann.

Ich bin in einem rechtlichen Hause zu Tische geladen. — Wer sollte es vermuthen! Auch Herr D, E, F, erscheinen; man setzt sie sogar oben an; man fetirt sie, man bestrebt sich, artig und zuvorkommend gegen sie zu seyn. Mir fällt zwar der hungrige französische Versifex ein, der sich nicht entblödete zu sagen:

Et je soupe à merveille à coté d'un Fripon*)!

Ich aber verliere Appetit und Sprache.

Tags darauf äußere ich mein Erstaunen über die Erscheinung und den Empfang der erwähnten Taugenichtse. Man entschuldiget die Sache mit der Behauptung: die Höflichkeit erfordere ein solches Benehmen.

Wenn die Nichtswürdigkeit mit der nämlichen Achtung behandelt wird wie die Rechtschaffenheit, was bleibt dieser letztern übrig!

---

*) Mir schmeckt das Essen auch neben einem Schurken recht gut.

Ist solche Höflichkeit für einen unwürdigen Menschen nicht grobe Beleidigung gegen den anwesenden Biedermann?

XLIII.

Millionairs.

Die Millionairs sind zwar heut zu Tage allenthalben etwas dünne gesäet; aber es giebt doch deren noch in Wien, und zwar von zweyerley Gattungen: die einen, welche eine Million und drüber an jährlichen Einkünften besitzen; und die anderen, welche eine Million und drüber in ihrem gesammten Vermögen haben.

Von der ersteren Gattung sind die drey fürstlichen Häuser Esterhazy, Lichtenstein und Schwarzenberg.

Der Fürst Niklas Esterhazy von Galantha ist unstreitig einer der reichsten und prächtigsten Vasallen in ganz Europa. Er hält auf seinem Schlosse Esterhaz eine eigene Leibwache von ungarischen Grenadiren. Seine sämmt=

lichen Herrschaften, wenn sie alle beysammen lägen, würden ein Ländchen darstellen, von nicht gar viel geringerem Umfange als z. B. das Kurfürstenthum Hessen oder das Kurfürstenthum Salzburg. Er unterhält auf denselben bloß an Schafen 160000 Stücke, wovon ihm jedes im Durchschnitt jährlich dritthalb Gulden einträgt, welches also allein schon die Summe von 400000 Fl. ausmacht.

Die fürstlich Lichtensteinischen Herrschaften sind zwar nicht von so gar großem Umfange wie die Esterhazyschen, aber immer höchst ansehnlich: sie liegen in Tyrol, Böhmen, Oestreich und Mähren, in welcher letzteren Provinz sie nicht gar viel weniger als ein Viertheil des ganzen Landes betragen mögen. Auch ist auf denselben die ökonomische Industrie in allen ihren Zweigen auf den höchsten Grad getrieben, und alles ist gänzlich frey von Schulden.

Das Haus Schwarzenberg hat sehr große Güter, sowohl unmittelbare im deutschen Reiche, als mittelbare in Böhmen, Oestreich und Steyermark. Dieses Haus war von jeher

eines der regulirtesten, und der jetzige Chef desselben hat allenthalben Ordnung und Industrie noch höher gehoben, auch eigene ökonomische Schulen auf seinen Herrschaften angelegt.

Bey den hiesigen Millionairs von der zweyten Gattung ist es merkwürdig, daß die meisten derselben Leute waren, die ohne ein vorher besessenes erhebliches Vermögen gleichsam ganz von vorne anfiengen, und mit Millionen endeten. Solche eigene Glücksschmiede waren Fries, Badenthal, Natorp, Trattner, Mack (der Juwelier) Weinbrenner, Geymüller ꝛc. Den alten Grafen Fries schätzte man bey seinem Absterben auf sechs Millionen, die übrigen auf Eine Million und etwas mehr oder weniger. Trattner war eine um so seltnere Erscheinung, weil er als Buchhändler, folglich bloß mit gelehrter Waare sein Haus in der Stadt (das jetzt jährlich 40000 Fl. Miethe einträgt) das große Haus sammt dem prächtigen Garten in der Vorstadt, und die Herrschaft Ebergaßing erwarb.

Wer ist glücklich? fragte der berühmte

Helvetius, und gab darauf die Antwort: Ein junger, gesunder, geschmackvoller Mann mit einer Million im Vermögen. — Da Helvetius alle diese Attribute in sich selbst vereinigt besaß, so sollte man seiner Behauptung wohl trauen dürfen.

XLIV.

Krida. — Bankerott.

Wie schimmernde Brillianten in Dunst verfliegen, oder sich in verachtete Kohlensäure auflösen; so verfliegen auch glänzende Millionen, oder lösen sich manchmal in Krida und Bankerott auf, beyde, wenn man sie darnach bearbeitet! ... Das Experiment ist nicht gar schwer, und wird von Zeit zu Zeit gemacht. —

Man nennt in Wien gewöhnlich Krida oder Konkurs, wenn der Verunglückte noch etwas übrig behält, um es unter seine Gläubiger zu vertheilen, sey es auch nur ein Viertel, Fünftel, oder Sechstel vom Hundert.

Bankerott oder Falliment nennt man eigentlich, wenn das Schiff mit Mann und Maus gesunken ist, das heißt, wenn gar Alles verlohren geht. Vermuthlich hört man deßwegen diese Benennung so ungern und so selten; denn jeder Gestürzte will dem Publikum noch gerne weiß machen, daß die Sache nicht so gar schlimm stehe, daß seine Gläubiger nicht ganz leer ausgehen werden. Wenn sechs Fallimente geschehen, so wird sicherlich fünfmal ausgesprengt: es sey so arg nicht, es sey nur eine augenblickliche Stockung, der Fallirte werde sich in ein paar Monaten wieder rangiren. Diejenigen, welche der Schlag nicht trifft, stellen sich aus Gefälligkeit an, als ob sie es glaubten; die dabey Interessirten glauben es, weil sie es hoffen; ihr erster Unwille und ihre erste Verzweiflung kühlen sich indessen etwas ab, und nach einem Jahre erfahren sie mit mehr Gelassenheit, daß ihre gutmüthig hingegebenen Kapitalien unwiederbringlich verschlungen sind.

In den neueren Zeiten ist leider auch hier das Krida- und Bankerottmachen etwas häu-

ſiger geworden, und nicht bloß bey Wechslern, Negozianten und Kaufleuten, ſondern auch bey Kavaliers, Beamten und Bürgern. Man weiß wohl, daß die handelnde Klaſſe durch fremde Fallimente, oder durch unmöglich vorzuſehende Ereigniſſe, und die übrigen Privatleute durch Noth oder plötzliche Unglücksfälle zur Krida kommen können, und in dieſem Falle bemitleidet man ſie; allein dieſe Bankerotte verhalten ſich zu den aus eigener Schuld herbeygeführten wie 3 zu 12.

Der allgemein eingeriſſene unſinnige Luxus erzeugt die Geldſucht, und dieſe macht, daß jezt Alles negociren will. Junge Herren, die etwas Vermögen haben, und mit demſelben ohne viele Anſtrengung recht große Summen gewinnen möchten, laſſen ſich zu Wechslern und Großhändlern ſtempeln *). Was iſt die erſte Sorge des neugebacknen Großhändlers?

*) Um Großhändler zu werden, muß man ein eigenes Vermögen von 30000 Fl. ausweiſen. Nebſtdem, daß dieſe Summe für gegenwärtige Zeit eben nicht mehr ſehr bedeutend iſt, giebt es, wie man ſagt, der Künſte mancherley, um

sich Kutschen und Pferde und ein Landhaus anzuschaffen; als Nebensache wirbt er ein paar Kommis an, die das Geschäft führen; er selbst macht Landpartbieen, giebt Hausbälle, Assembleen, Soupers, u. s. w. wo Champagner und Punsch wie Wasser fließen, spricht von seinen großen Geschäften, berückt einige kurzsichtige Leute, ihm ihre Kapitalien in die Kasse zu werfen, treibt das Wesen eine Weile fort, und die letzte Scene von der kurzen Komödie ist die — Krida. Wenn der Streich diese Laffen allein träfe, so könnte man bloß lachen; aber es sind gewöhnlich ehrliche Leute dabey verwickelt, die durch den Verschwender zur Dürftigkeit herabsinken.

Ueberhaupt sind gegen die muthwilligen und schelmischen Bankerotte noch immer zu unwirksame Vorkehrungen. Es gibt abgefeimte Kerls, die zweymal und dreymal Bankerott machen, und crescendo sich nach jedem besser befinden als vorher, so daß sie nach dem dritten sich gänzlich in Ruhe setzen, und von ihrem

---

dieselbe auszuweisen, ohne sie wirklich zu besitzen.

Vermögen leben. — Andere besitzen dem Anschein nach mancherley Realitäten: Häuser in der Stadt, Landhäuser, Gärten, Brillianten, silbernes Service ꝛc. wenn nun beym Ausbruch der Krida die Gläubiger auf diese Habseligkeiten greifen zu können glauben, kommen plötzlich scheinbare Dokumente hervor, woraus erhellet, daß diese schönen Sachen nicht dem Kridatarius, sondern seiner Frau Gemahlinn angehören; der pfiffige Kautz setzt sich also ruhig auf das angebliche Landhaus seiner Frau, und lacht über die geprellten Kreditoren.

Freylich können diese den Taugenichts einsperren lassen, aber sie müssen ihn im Schuldengefängniß mit ihrem eigenen Gelde standesmäßig ernähren; auch darf dieser Arrest nicht über Ein Jahr dauern; nur wenn sich die Gläubiger zusammen verstehen, so kann ihn einer nach dem anderen immer wieder auf Ein Jahr festhalten, und ihn vielleicht etwas mürbe machen.

Bey den Staatsbeamten ist das besondere Gesetz, daß man im Falle einer Krida

zwar sein ganzes bewegliches und unbewegliches Vermögen, jedoch seine Besoldung nicht in Beschlag nehmen könne, ohne Zweifel darum, damit er für seine Amtsgeschäfte nicht verlohren sey. Da dieses Gesetz bekannt ist, so geschieht den Gläubigern dadurch kein Unrecht.

XLV.

Haus-Officiers.

Jedes große Haus in Wien bildet eine Art von kleinem Hofe, der seine Würden und Aemter, seine Minister, seine Favoriten, seine Allmächtigen und seine Gestürzten, seine Projektmacher, seine Intriguen, und seine strengen Abstufungen in der Hausordnung hat.

Was zwischen den Obermännern und der Livree inne steht, heißt Haus-Officier, und dieß ist eine sehr zahlreiche Klasse von Menschen.

Es gehören dahin die Haushofmeister, Hausregenten, Hausinspektoren, Kassiers, Haussecretairs, Kammerdiener, Stallmeister, Bereiter, Wirtschaftsbeamte, Köche, Kellermeister, Tafeldecker, Zimmerwärter ꝛc. ꝛc. Alle diese Leute leben in der Regel höchst behaglich, und um viel besser als der Mittelbürger, der mittlere und untere Staatsbeamte; denn sie wohnen in Pallästen, haben täglich die nämliche reichliche Tafel, ohne alle Rücksicht auf jeden auch noch so hohen Preis der Lebensmittel, ziehen hübsche Besoldungen, ohne die Abzüge zu leiden, denen die Staatsbeamten unterworfen sind; und finden nebenher noch mancherley Wege, sich sogennante Accidenzien zu verschaffen, wie man es schon aus der bloßen Benennung ihrer Stellen errathen kann.

Der Haushofmeister ist die erste Person in diesem Kreise. Beym Antritte seines Amtes muß er sich zwar etwas umtreiben, bis die Maschine recht nach seinem Belieben im Gange ist, und bis er die schwache Seite seiner Herrschaft vollends ausgewittert hat. Dann ist er aber geborgen. Die Lieferanten für das

hohe Haus müssen seine ergebenen Klienten seyn, wofern sie es nicht verlieren wollen; und der Koch, der Kellermeister und der Zuckerbäcker müßten ihren Vortheil schlecht verstehn, wenn sie sich den Haushofmeister zum Feinde machen wollten.

Je länger der Haushofmeister in einem Hause ist, desto unentbehrlicher wird er. Auch werden sie alle reich. Und wenn es dieser oder jener gar zu plötzlich wird, oder wenn er seinen Reichthum so auffallend bemerken läßt, daß man sich verwundert frägt: wo hat der Mann all das Geld her? so ist die gewöhnliche Antwort: Er negocirt.

Wir haben mehrere Beyspiele, daß ein Kavalier Güter verkaufen mußte, und daß sie ihm sein Haushofmeister abkaufte.....

Wenn die Haushofmeister alt werden, oder wenn ihr Principal stirbt, so setzen sie sich gewöhnlich in Ruhe, und leben von ihrem Vermögen.

XLVI.

Der achtzehnte Junius.

Der Leibkutscher des preußischen Königs Friedrich des Zweyten warf seinen Herrn einst um. Der König gerieth in heftigen Grimm, und drohte mit aufgehobenem Stocke. Wahrhaftig! ein großes Unglück, ich gestehe es, sagte der Kutscher; aber, haben denn Euer Majestät niemals eine Bataille verlohren?

Bekanntlich hat Friedrich auch Bataillen verlohren, und unter dieselben gehört vorzüglich die Schlacht bey Kollin oder Planian am 18. Junius 1757.

Durch die verlohrne Schlacht bey Prag und derselben Folgen war die Kaiserinn Maria Theresia in eine sehr üble Lage versetzt worden. Sie hielt den nachher bey Planian erfochtenen großen Sieg für so wichtig, daß sie verordnete, der Tag desselben — der 18. Junius — sollte für ewige Zeiten alljährlich durch ein geistliches Dankfest in Wien gefey-

ert werden; dem die ganze hiesige Garnison beyzuwohnen habe.

Dieses geschieht auch jährlich an dem erwähnten Tage durch ein Hochamt und ein Te Deum in der Augustiner Kirche in der Stadt. Statt die ganze Garnison in Bewegung zu setzen, begnügt man sich jedoch, ein paar Batallions Infanterie und ein paar Schwadronen Kavallerie dabey assistiren zu lassen.

Der im J. 1683 erfochtene Entsatz von Wien wurde ehedem auch mit einem alljährlichen Dankfest gefeyert. Kaiser Joseph der Zweyte geboth aber, diese Feyerlichkeit mit dem Jahre 1783 zu beendigen.

Die kleine Kirchenparade am 18. Junius erinnert uns also alljährlich neuerdings an den großen siebenjährigen Krieg, folglich auch an den Helden desselben, den König Friedrich.

Dieser König war — wie alle Welt weiß — ein Held, ein Weiser, ein Menschenfreund; — aber auch ihn verfolgt die Tadelsucht jetzt noch jenseits des Grabes. Man weiß kaum, ob man seinen Augen trauen soll, wenn man

liest, was der berühmte Taktiker Guibert, der eine höchst emphatische Leichenrede auf ihn schrieb, im Jahr 1773 auf seiner Reise in Berlin hörte, was aber erst vor kurzem gedruckt erschien. Man höre:

„Die Menschen sind in des Königs (Friederichs) Augen nichts. Wenn sie ihn angenehm unterhalten, so karessirt er sie, wenn sie ihm dienen, so ernährt er sie; und wenn er belohnt, so geschieht dieß jederzeit mehr in Bezug auf ihn selbst, als in Bezug auf die Sache, und mehr in Hinsicht auf die Zukunft als auf das Vergangene. Kann jemand ihm auf keine Weise mehr nützlich seyn, so wird er von ihm vernachläßiget, und gleichsam mit Füßen getreten. So viel in Ansehung der Menschen, die sich ihm nähern, oder seine Person bedienen. Was seine Völker betrifft, so sind diese in seinen Augen weiter nichts, als eine verächtliche Heerde Vieh, deren Bestimmung ist, den von ihm beherrschten Erdraum fruchtbar zu machen oder zu verschönern. Ein jeder Kopf hat für ihn nur so viel Werth, als die Summe

der Kraft oder der Einkünfte beträgt, die durch dieses Individuum in seine Hände kommt. — Die Musik, die schönen Künste, die Litteratur, die Philosophie, die Freundschaft, alles ist für ihn bloß Zerstreuung, Ausfüllung der Zeit, oder Scharlatanerie *)."

So schilderte der Abbate Bastiani, welcher viele Jahre lang Friedrichs Vorleser und Gesellschafter war, diesen König in einer vertrauten Stunde gegen Guibert.

Dieß möchte noch hingehen; man könnte das nicht geschmeichelte Portrait allenfalls für die Aufwallung einer übeln Laune des Italiäners nehmen. Allein, was noch weit mehr in Erstaunen setzen muß, der bekannte Herr von Archenholz, ehemaliger preußischer Hauptmann, und sonst stets einer der größten Enkomiasten des großen Königs, macht noch erst vor kurzem folgenden Kommentar zum Text des Bastiani:

„Diese Schilderung ist sehr stark, und muß allen denen mißfallen, die auf den gro-

*) Minerva. 1803, Monat März.

ßen König auch kein Fleckchen kommen lassen wollen; die jenigen aber, die nicht bloß in Lobreden seine Geschichte studiert haben, denen Wahrheit lieber als Enthusiasmus ist, und die Muth genug besitzen, sich von gewissen eingewurzelten Lieblings-Ideen loszureißen, werden nach angestellter Prüfung des Geschehenen in obiger Schilderung viel Wahres finden *)."

Wahrlich! diese beyden Geständnisse möchten in den Augen vieler Menschen für den Ruhm des verblichenen Friedrichs mörderischer seyn, als zwey verlohrne Bataillen.

*) Minerva. 1803, Monat März.

XLVII.

Die Reichen.

Reichthum und Armuth sind die nothwendigen Folgen unseres gesellschaftlichen Zustandes, der auf das Recht des Eigenthums gegründet ist.

Sie sind Kinder des Zufalls, der Umstände, der Klugheit oder Unbesonnenheit, des Fleißes oder der Trägheit, der Sparsamkeit oder Verschwendung.

In Paris ist seit dem großen politischen Veitstanz, genannt Revolution, eine eigene Klasse von Menschen erstanden, benamset die Neureichen. — Von diesen Neureichen sind nach dem einstimmigen Urtheil aller Reisenden, gute vier fünftel baare Midasse, verächtliche Wichte, ohne Geschmack, ohne Kenntnisse, ohne Gefühl, ohne Zartsinn; mit einem Worte: goldene Kälber.

Es ist unstreitig noch leichter reich zu werden, als von seinen Schätzen einen wahrhaft edeln, vernünftigen und anständigen Gebrauch zu machen. Klein ist das Häuflein sol-

cher Auserwählter, viel größer auch bey Uns die Zahl der Brüder jener Pariser.

Mancher hat die fixe Idee, bloß weil er reich ist, müsse ihn Alles für einen wichtigen Mann halten, müsse sich alles vor ihm bücken, müsse sich beeifern, ihm die Langweile zu vertreiben, müsse ihm den Hof machen ꝛc. ꝛc. Diese goldnen Kälber nehmen den bekannten Vers:

— Divitias quisquis contraxerit, ille
Clarus erit, fortis, justus, sapiensne?
etiam, et Rex,
Et quiquid volet *)..

im Ernste; sie wissen nicht, daß es nur Ironie sey.

Ein Reicher, der seinen Nebenmenschen keine Vortheile, keine Wohlthaten, keine Annehmlichkeiten verschafft, verdient verachtet und pleno choro ausgepfiffen zu werden. Glücklicher Weise sind solche Midasse meistens zu geistlos, um ihr Gold lange zu er-

*) Wer immer Geld zusammen gescharret hat, der ist ein edler Mann, ein tapfrer Mann, ein biedrer Mann; auch ein weiser Mann? allerdings: sogar ein König, und was er nur immer seyn will.

halten. Haben wir nicht von Zeit zu Zeit Beyspiele vor Augen, daß die Millionen eines fleißigen oder eines kargen Vaters schon in der ersten Generation wieder zerstoben?

Der eine hängt sein Geld an Meublen und Pferde, der andere an Spiel und Hetären, der dritte an thörichte Unternehmungen und listige Schmeichler .... In kurzer Zeit bewahrheitet sich das Sprüchlein: Wie gewonnen, so zerronnen!

Aber — hat denn der Reichthum gar kein Verdienst? ... Hat er gar keinen Reitz für den Weisen?

Allerdings: er hat Verdienst, wenn der Reiche versteht, mit einem Theil desselben Künste und Gewerbe zu beleben, Kenntnisse zu verbreiten, nützliche Versuche zu machen, wohlthätige Institute zu gründen, das dürftige und verkannte Verdienst zu unterstützen, den leidenden Unglücklichen zu erquicken, dem Vaterlande in dringenden Fällen ein Opfer zu bringen.

Mit dem Ueberreste hat der Reiche dann volles Recht, ja sogar die Pflicht, ihn zum

Glanze seines Hauses, zu seinen persönlichen Bequemlichkeiten, zu seinen und seiner Freunde Vergnügungen zu verwenden.

Für den Weisen hat ein mäßiger Reichthum noch den besonderen Reitz, daß er sich damit unabhängig machen kann, ein Zustand, der auch nur für den Weisen paßt.

Lykurg gab den Spartanern ein eisernes Geld von solcher Schwere und Plumpheit, daß man eine ganze Kammer brauchte, um ein Sümmchen von 300 Thalern unseres heutigen Geldes aufzubewahren, und einen Wagen mit zwey Ochsen, um es aus einem Hause in das andere zu schaffen. Dadurch geschah, was er vorgesehen und gewünscht hatte: die Leute wurden es überdrüssig, Geld zu sammeln, das heißt, reich zu werden. — Nun ist es zwar nicht thunlich, auch nicht nöthig, daß wir in Betreff des Geldes Spartaner werden; aber besser wäre es doch, wenn man nicht immer und ewig das Einerley hörte: Wie viel trägt es ein? — Hat er Geld? — Ist sie reich? — Läßt sich was dabey machen? —

Giebt es Blech? — Bezahlt sich's gut? ꝛc. ꝛc. eine Litaney, wovon das leidige Amen ist: — Inter nos sanctissima divitiarum Majestas, etsi Funesta pecunia templo Nondum habitat, nullas nummorum erexi- mus aras!

XLVIII.

Betteley. — Arbeitshaus.

Die Betteley, welche beynahe in allen Ländern mehr oder minder sichtbar herumschleicht, ist immer ein Staatsgebrechen, dem nicht so leicht und wirksam abzuhelfen ist, als mancher vielleicht denkt, weil sie hunderterley Larven hat, unter denen sie sich versteckt. Eine heulende und weinerliche Stimme, verzerrte Gesichter, Stöhnen und Seufzen, anscheinende Verrenkungen von Gliedern, verstellte oder — wer sollte es glauben! — aus Faulheit geflissentlich erzeugte wirkliche Wunden, falsche Atteſtate, eigene oder entlehnte Kinder,

die gekneipt werden, damit sie beym Vorübergehen der Leute schreyen: diese und dergleichen Dinge sind bereits so abgenützte Kunstgriffe der Bettlergilde von Profession, daß sie nur noch sehr unerfahrne Menschen täuschen können.

Laut des neuen Penal-Kodex ist die Betteley ohne Ausnahme eine Polizey-Uebertretung, die immer bestraft wird. Auch muß man der Polizey die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie der Betteley sehr thätig und wirksam entgegen arbeitet; ihre Angehörigen erhalten für jeden aufgegriffenen Bettler eine kleine Belohnung an baarem Gelde; ganz und gar das Uebel auszurotten, gehört in einer so großen Stadt unter die beynahe unmöglichen Dinge, besonders da das Wienersche Publikum von einer gewissen Klasse noch immer so mißverstanden weichherzig ist, daß es vieles thut, die Betteley zu unterstützen, statt dieselbe zu vermindern.

Gegenwärtig schränken sich die Künste der hiesigen Bettler hauptsächlich auf drey Arten ein: daß sie nämlich hie und da in die Häu-

ser schleichen; daß sie in der Dämmerung in abgelegenen Straßen einem Gutmüthigen ein Kreutzerstück abjammern; und endlich daß sie auf den Spaziergängen, vorzüglich außer den Thoren, die Leute belästigen, in welchen beyden letzteren Fällen sie aber vorher immer sorgfältig um sich sehen, ob sie keine Polizeyleute erblicken, von denen sie wohl wissen alsogleich ergriffen und in Arrest geführt zu werden.

Es ist eine längst bekannte Sache, daß ohne öffentliche und zweckmäßige Arbeitsanstalten der Betteley nie anhaltend gesteuert werden könne, weil der Bettler, so wie er einen zeitigen Arrest oder Schläge überstanden hat, wieder dort ist wo er vorher war, das heißt, keinen Erwerb hat oder haben will, und um nicht zu verhungern, sein gewohntes Metier neuerdings anfängt.

Um diese nöthigste aller Maßregeln gegen müßiges und bettelndes Gesindel aufzustellen, hat die Regierung das aufgehobene Karmelitenkloster auf der Laimgrube in ein öffentliches Zwangs-Arbeitshaus verwan-

delt, welches am 1. October 1804 eröffnet worden ist.

Dieses Haus nimmt Niemanden auf, der sich eines Verbrechens oder einer schweren Polizey-Uebertretung schuldig gemacht hat. Für Sträflinge besteht das Zucht- und Polizeyhaus. Leute hingegen, die durch ihre unthätige Lebensart erst noch in der Gefahr schweben, auf strafbare Abwege zu gerathen, und daran gehindert werden müssen, nämlich Müßiggänger, Bettler, arbeitsscheue Menschen, muthwillig und aus eigenem Verschulden vacirende Dienstbothen, und Leute die keinen ehrlichen Erwerb ausweisen können, werden in dieses Arbeitshaus auf unbestimmte Zeit abgegeben, dort zur Arbeit angehalten, durch Belehrung in der Religion und in den Pflichten des Menschen und Bürgers zur Erfüllung dieser Pflichten ermuntert, und so lange aufbewahrt werden, bis sie hinlängliche Proben ihrer Besserung abgelegt haben, und als nützliche Glieder der Gesellschaft wieder unbedenklich sich selbst überlassen werden können.

Mit diesem Arbeitshaus wird auch einsweilen eine Corrections = Anstalt für junge Leute beyderley Geschlechts aus den gebildeteren Ständen verbunden, wo sie in einsamen Gemächern, unter öffentlicher Aufsicht, von den betretenen Abwegen durch zweckmäßige Mittel wieder zurückgebracht, ihre Namen aber für immer auf das sorgfältigste verschwiegen werden sollen. Daher es Aeltern, Vormündern und Anverwandten, die solche verirrte junge Leute gegen Bezahlung dahin zu geben wünschen, und die sich deßwegen an den Hausverwalter zu wenden haben, frey steht, ihre zu bessernden Zöglinge unter erdichteten Namen dort aufnehmen zu lassen *). Dieses

*) Hiebey ist jedoch zu bemerken: daß ohne Einwilligung der Obervormundschaft kein Vormünder einen Pupillen dahin geben darf; daß der wahre Name nur dem unteren Personale des Hauses, nicht aber der Polizey und der Verwaltung verborgen bleiben darf, und endlich, daß die Polizey = Ober = Direktion vorher immer genau untersucht, ob die Personen, welche Aeltern oder Vormünder dahin bestimmen, wirklich geeignet sind, so behandelt zu werden.

ganz neue Institut ist daher als kein Straf=ort anzusehen, sondern es ist im eigentlichen Verstande eine wohlthätige öffentliche Besserungsanstalt. Die Abgabe in dasselbe ist daher keine Entehrung, und dem Ausgetretenen kann um so weniger eine Makel ankleben, da einerseits kein Verbrecher, kein Sträfling aufgenommen, und andrerseits niemand aus dem Hause ohne die Ueberzeugung entlassen wird, an dem Ausgetretenen einen besseren Menschen, einen emsigen Bürger, einen brauchbaren Arbeiter der Gesellschaft wieder gegeben zu haben *).

Wahrhaftig, dieß sind zwey Institute, ganz den Bedürfnissen unsrer Zeit angemessen, und die eine wichtige Lücke in der Liste der Anstalten zum öffentlichen Wohl und zur öffentlichen Sicherheit ausfüllen **).

---

*) So drückt sich das über die Errichtung dieser Anstalten gegebene Manifest aus.

**) In den seit der Existenz dieses Arbeitshauses verflossenen ersten sechs Monaten, vom 1. October 1804 bis 1. April 1805 sind darin aufgenommen worden 253 Personen, sowohl männ=

XLIX.

Luxus.

Ohne auf den Luxus der älteren Nationen Rücksicht zu nehmen, klagt man neuerdings hauptsächlich seit ungefähr vierzig Jahren über diese moralische Epidemie des

---

lichen als weiblichen Geschlechts. Sie wurden mit Flachs-Hecheln und Spinnen, mit Seidenschwingen, Kämmen und Spinnen, mit Stricken und anderen weiblichen Arbeiten, mit häuslichen Verrichtungen, die Männer auch noch über das mit Ausübung erlernter Professionen beschäftiget. Außer dem Religions-Unterrichte wurde mehrern Lesen und Schreiben gelehrt. Während dieser sechs Monate sind aus dieser Anstalt wieder 74 Personen ausgetreten; keines dieser Entlassenen aber wurde sich selbst überlassen, sondern die Anstalt sorgte selbst bey allen jenen, welche nicht in ihre vorherige Versorgung zurücktraten, für einen anständigen Dienst, oder einen anderen hinreichenden Erwerb. Sie wurden theils ihren Aeltern, Vormündern, Verwandten, Gatten oder Familien zurückgegeben; theils in Dienste oder in die Lehre zu Professionisten gegeben; theils endlich in öffentlichen Versorgungshäusern untergebracht.

heutigen verfeinerten und überfeinerten Europa; und sonderbar! ohne eigentlich recht einig zu seyn, was Luxus sey, ohne genau bestimmen zu können, wo die Gränzpfähle eines vernünftigen, für das Ganze sogar wohlthätigen Prachtaufwandes stehen, und wo die Irrwege des verderblichen Luxus anfangen. Auch ist diese Bestimmung so leicht nicht, denn die Begriffe von Luxus sind sehr relativ: es kann ein Gegenstand für dieses Land, für diese Menschenklasse, für diese Familie, für dieses Individuum Luxus seyn, der es für jenes Land, für jene Klasse, für jenen Mann nicht ist, und so auch umgekehrt.

Nach so vielen mißglückten Definitionen des Luxus, will ich auch eine wagen, die aber ohne Zweifel ebenfalls mangelhaft ist. Mir scheint: „Luxus ist das Nothwendige im Entbehrlichen." — Alle Jahre neue Meublen im Hause; alle zwey Jahre einen neumodischen Wagen; sechs Pferde, wo zwey hinreichten; ausländische Getränke, Tücher rc. wenn man im Lande selbst eben so gute und um gleichen Preis haben kann; jedes fremde Mode-Spiel-

zeug in Nippen, Putz-Läppereyen und solchen Tändeleyen, die im Augenblick ihrer Erscheinung viel kosten, und in acht Tagen wieder weggeworfen werden; in jede Gesellschaft ein neues Kleid; Perlenschnüre und brilliantne Rosen an den Hälsen der Fleischhackerinnen und Müllersweiber; Schmausereyen mit einer Fluth von zehnerley Weinen, und mit einer Last von Speisen, welche die Verdauungskräfte sämmtlicher Gäste wenigstens dreyfach übersteigt. .... Diese und ähnliche Dinge sind doch wohl unstreitig Auswüchse eines tollen, verderbenden Luxus.

Es ist noch nicht so gar lange, daß man selbst von wichtigen Männern behaupten hörte, der Luxus sey dem Staate im Ganzen nicht schädlich. Was liegt daran, sagten sie, ob A das Geld habe oder B? ob sich einige Familien und Gecken ruiniren? die Luxisten befördern den Kunstfleiß, den Geldumlauf ꝛc. ꝛc. — Allein, nebstdem daß die Phantasieen des Luxus stets viel Geld aus dem Lande schleppen, sind dieselben immer auch ansteckend, erregen Neid, Eifersucht und neue Bedürfnisse: die

Dame Klaudia will keinen schlechteren Shawl haben, als die Dame Sempronia; Herr Cajus kann seinen Fasching nicht minder splendid geben, als Herr Livius. — Es fehlt jedoch am nöthigen Gelde; man wird allmählig weniger delikat über die Mittel sich dasselbe zu verschaffen, und die ohnehin von allen Seiten durchlöcherte öffentliche Moralität bekömmt neue Risse. ...

Widerlich unter andern ist der übertriebene Luxus in Livreen, der fast alljährlich schreyender und zum Theil läppischer wird. Man sieht Läufer, Kutscher, Jäger, so schwer mit Gold und Silber bedeckt, daß die Kerle unter ihren Galla-Schabraken ordentlich schwitzen, und daß ihnen dieselben recht lästig werden, obschon sie aus plumper Eitelkeit sich darin brüsten und bäumen wie geputzte Schlittenpferde. Ich habe immer meine eigene Meynung von einem Manne, der sich etwas darauf zu gute thut, seine Lakaien und Stallknechte in einen Viertelzentner Silber oder Gold einzuwickeln. ——— Auch fällt mir dabey oft der bekannte Herzog von Choiseul

ein, der in seiner ersteren armen Zeit auf die Livree seines Läufers gerade sein ganzes jährliches Einkommen verwandte, und dabey den doppelsinnigen Spaß machte: Ich habe stets die Summe meiner jährlichen Einkünfte voraus*).

L.

Die Gänseweide.

Welche große Stadt hat nicht ihre Gänseweiden? auf Bällen, Assembleen, Pikniks, Promenaden ꝛc. welch eine liebe Heerde von Gänsen und Gänslein weidet dort nicht Jahr aus, Jahr ein? allein von solchen ist hier die Rede nicht.

Unter der Vorstadt, genannt die Weißgärber, ist ein freyer grüner Platz, benamset die Gänseweide, vermuthlich weil er

*) J'ai toujours une année de mes révenus *devant* moi.

einst wirklich eine Weide für dieses Geflügel war. Aber schon seit Mannsgedenken hat dieser Platz eine sehr ernsthafte Bestimmung: es ist die Stätte, worauf die Kriminal-Urtheile der hiesigen Militär-Personen, die zum Tode sind verdammt worden, exequirt werden, sey es nun, daß sie erschossen oder mit dem Strange hingerichtet werden, wovon die erstere Todesart für eigentliche militärische Verbrechen, als Insubordination ꝛc. die zweyte aber für grobe Vergehungen anderer Art bestimmt ist.

Ein großer Dichter nennt die öffentlichen Hinrichtungen das Trauerspiel für den Pöbel *). Der Wahrheit zur Steuer muß man bekennen, daß es der Liebhaber von diesem Trauerspiele in Wien sehr viele und ohne Aufhören giebt. — Im Sommer sind die Exekutionen auf der Gänseweide oft schon um vier Uhr Morgens; aber trotz dieser frühen Stunde finden sich die Dilettanten fleißig dabey ein. Auch giebt es in den Vorstädten

*) La tragedie de la Canaille.

noch rechtliche Schuster, Weber und Wäscherinnen, die sehr viel von Geistern und Gespenstern zu erzählen wissen, die um Mitternacht auf der Gänseweide spucken.

Wenn also ein Fremder allenfalls auch mit einer spaßhaften Miene sagen hört, daß N. N. den Spaziergang nach der Gänseweide machen werde, so ist die Sache keineswegs Spaß, denn es ist immer der letzte Spaziergang *).

---

*) Seit ein paar Jahren sind die militärischen Verbrecher fast immer auf dem Glacis executirt worden. Für das Executions-Kommando ist es ohne Zweifel bequemer, auf das nahe Glacis zu marschieren. Da man aber den ersten Zivilverbrecher, der wieder mit dem Tode bestraft worden ist, außer den Linien aufgehenkt hat, so wird man vermuthlich auch die militärischen Verbrecher wieder in einer größeren Entfernung von der Stadt exequiren.

LI.

Kunstliebhaberey.

In dem Jahrzehend zwischen 1780 und 1790 vermehrten sich die Buchhändler und Büchertrödler in Wien ungewöhnlich stark, von Kunsthandlungen aber fand man nicht mehr als drey oder vier. — Seit einigen Jahren werden der Buchhandlungen weniger, der Kunsthandlungen mehr.

Einige Menschenbeobachter wollen aus dieser Erscheinung auf einen merkbaren Umschwung in der Denkart der Wiener schließen.

Die Künste sind bekanntlich Kinder der Muße und des Reichthums; sie wurden in Wien schon früher und eifriger geschätzt und geschützt als die Wissenschaften. Nur während einer kurzen Periode schienen diese einiges Uebergewicht über jene erhalten zu haben, allein dieser kleine Sieg war von kurzer Dauer. Auch hat Wien eine Akademie der Künste aber keine Akademie der Wissenschaften.

Gegen Einen Kenner und Gönner der Wisschaften aus den vornehmen und bemittelten

Ständen in Wien, findet man immer ein halbes Dutzend Kenner und Gönner der schönen Künste.

Geschieht dieses, weil es bequemer und weniger anstrengend ist, eine Reihe von Gemählden und Büsten anzusehen, und nach einer auswendig gelernten Theorie darüber zu sprechen? . . . . Schmeichelt es der Eitelkeit mehr, reichen und angesehenen Reisenden eine Sammlung von niedlichen Kunstwerken vorweisen zu können, als eine Sammlung von Büchern, und wovon man noch obendrein einen guten Theil selbst gelesen haben soll?

Einer der ersten Artikel im Gesetzbuch der Künste ist ja, nur die schöne Natur oder doch die Natur verschönert darzustellen. — Bücher müssen auch häßliche Gestalten und bittere Wahrheiten aufführen.

Da der Gang unsrer heutigen hohen Verfeinerung sich immer mehr zum Sinnlichen neigt als zum Geistigen, so ist ganz natürlich, daß die Künste, welche größtentheils nur die Sinne und die Einbildungskraft beschäf-

tigen, mehr Anhänger finden als die Wissenschaften.

Der vornehme Mann, und auch der plötzlich aufgeschossene Glückspilz, läßt sich wohl in Lebensgröße malen, und bezahlt für das Portrait tausend Thaler; für seine Charakteristik oder Biographie aber würde er (selbst wenn sie eben so sehr geschmeichelt wäre wie es die Portraite gewöhnlich sind) nicht so viele Groschen geben. — Darum findet man in Wien reiche Künstler, aber keinen reichen Litteratus, der es durch seine Arbeit geworden wäre.

Es ist eine bekannte Wahrheit, daß eine Nation bey sehr ausgebreitetem bloßen Kunstgeschmack und mitten unter Kunstschätzen sehr unwissend und abergläubisch bleiben könne, wozu wir die Belage nicht sehr in der Ferne suchen dürfen.

Indessen gehört die Kunst allerdings auch zu den Gegenständen, welche ein Volk zu bearbeiten hat, das auf eine gewisse Stufe von Kultur steigen will.

Wie gesagt, die Kunsthandlungen haben

sich seit kurzem hier sehr vermehrt; und sichtbar ist, daß man gegenwärtig besonders in der Zeichnung und in allen Zweigen der Kupferstecherey unendlich weiter vorgerückt ist, als man es noch vor wenigen Jahren war. Ein Paar dieser Kunsthandlungen arbeiten mit Eifer und Geschmack daran, eine Reihe von vorzüglichen Gemälden mit großer Vollkommenheit in Kupfer stechen zu lassen. Selbst die seit kurzem hier erschienenen Taschenbücher und Almanachs beweisen die Fortschritte dieser Künste.

Man findet gegenwärtig auch eigene Gemälde- und Antiken-Handlungen in Wien, die ehedem nicht existirten.

Ein sonderbarer und ungerechter Eigensinn der Kunstliebhaber ist doch dieser, daß sie die Werke lebender Künstler stets weniger schätzen und bezahlen, als die Ueberbleibsel der Verstorbenen. — Ist dieß nicht ein eben so tadelhafter artistischer Aberglaube, wie jeder Aberglaube überhaupt? — Was ändert es an dem Gemälde, an der Statue, an der Zeichnung ꝛc. ob der Meister davon noch

unter uns herumwandelt, oder schon seit zwey Jahrhunderten bey seinen Vätern schlummert? . . . Man nennt schon jetzt mehrere hier lebende Künstler, deren Arbeiten siebenfach höher steigen werden, sobald ihre Augen auf immer geschlossen sind. Welche Inconsequenz!

Ich werde ohne Zweifel in der Welt der Dilettanten als eine Art von Ikonoklasten verdammt, wenn ich gestehe, daß ich, außer der Baukunst, die übrigen schönen Künste für ziemlich überflüssig halte; — daß es mir scheint, als ob (im Allgemeinen und les exceptions à part) Luxus, Langweile und Eitelkeit beynahe mehr Antheil an denselben nähmen, als wahre Kenntniß und Hochschätzung; — daß ich ein gutes Buch für viel schätzbarer achte als ein schönes Kunstwerk . . . . . Je nun! ich lasse das artistische Verdammungs-Urtheil geduldig über mich ergehen, und tröste mich in der Stille mit dem bekannten: Oportet esse haereses. —

LII.

Auslagen der Kaufleute.

Wohl dem, der bey dem blendenden Anblick aller dieser schimmernden und flimmernden Tausendkünsteleyen mit dem alten Philosophen zu sagen vermag: O wie viel kann ich entbehren *)!

Die Auslagen der Kaufleute nennt man hier jene Waaren, Fabrikate, Stoffe, Kleidungsstücke, Nippen, Schmuckartikel, Geschmeide, ꝛc. welche wegen ihrer besonderen Schönheit, Niedlichkeit, Neuheit, Kostbarkeit, Seltenheit ꝛc. die Augen der Vorübergehenden vorzüglich auf sich ziehen, und zum Einkauf reitzen können, weßwegen diese Siebensachen gewöhnlich in eigenen gläsernen Kästchen oder auch in freyer Luft vor den Kaufgewölben zur Schau gestellt werden.

Die anziehendsten dieser Auslagen sind die der Juweliers, der Goldarbeiter, Silberarbeiter, Galanteriehändler, der sogenannten

*) O, quantis non indigeo!

feinen Nürnbergerwaaren, der Seidengewölbe, und der sogenannten Currenthändler. Sie befinden sich in den besuchtesten Gegenden der Stadt: am Kohlmarkt, Graben, Stockimeisenplatz, der Körnerstraße, Bischofgasse, Singerstraße ꝛc.

Auf einen Fremden muß es einen wunderlichen Eindruck machen, wenn er diesen hundertfältigen Kram von Diamanten, Perlen, und zwanzigerley anderen Edelsteinen; alle die Dosen, Ketten, Etuis, Diademe, Arm- und Halsbänder, Kämme, Souvenirs, Bonbonbüchschen, Uhren, Ringe ꝛc. von Gold und Juweelen; diese großen Haufen von Silbergeschirre jeder Gattung, in allen Gassen zum Kauf ausgestellt erblickt, und dann im Handel selbst, beym Banquier und im Gasthofe, auf dem Markte und im Kaffehause, fast lauter Papiergeld findet. — Das Materiale ist da, aber um dem Luxus zu fröhnen, wird es in üppiges Geräthe verwandelt, statt es als das allgemeine Zeichen in Umlauf zu bringen. Der erstaunte Fremde kann in zwanzig Häuser kommen,

deren jedes für mehrere tausend Gulden an Silbergeschirre und goldnen Quinquallerien, aber nicht dreyßig Gulden an klingender Münze besitzt! —

In den Seiden- und Kurrentgewölben wird einem ordentlich die Wahl peinlich bey Ansicht all der überfeinen und niedlichen Arbeit von Stoffen, Zeugen, Shawls, Tüchern, Musselinen, Bereails, Atlas, Linons, Bändern, Spitzen, Blumen, Sammet, Stickereyen, Zitz, Pike ꝛc. ꝛc. und noch peinlicher die Reflexion, daß der größte Theil all dieses Flitterkrams höchst entbehrlicher, überflüssiger Tand ist, den läppischer Modenwechsel und ausschweifende Putzsucht so oft zur Quelle häuslicher Unordnungen und Zerrüttungen macht.

Das ist die schlimme Seite dieser Sache. Die gute ist, daß man daraus ersieht, wie sehr seit dem durch Kaiser Joseph eingeführten Verboth der fremden Waaren, und seit seiner thätigen Begünstigung von Fabriken und Manufakturen, dieser Zweig der Industrie ist gehoben worden; und daß jetzt im Lande

selbst eben so niedliche Dinge verfertiget werden, wie man sie ehemals nur aus der Ferne konnte kommen lassen.

Es wird zwar auf mancherley Wegen noch vieles herein geschwärzt, welches schlimm genug ist, aber noch unausstehlicher, daß sich manch eitler Thor und manche eitle Thörin sogar mit erbärmlicher Selbstgefälligkeit rühmen, Kleider von geschwärzter Waare zu tragen. — — Diesen Liebhabern von verbotenen Früchten dient zur Nachricht, daß manches für ausländisch ausgegeben wird, ohne es zu seyn, um es ihnen desto theurer aufzuhängen.

LIII.

Seltenheit der Namen Vater, Mutter, Gatte.

Die Namen Vater, Mutter, Gatte, waren sonst bey kultivirten Nationen süße Namen, und tönten lieblich im Ohre ihrer Angehörigen.

Woher es nun immer kommen mag: im heutigen vornehmen und vornehm thuenden Wien, ja sogar beym Bürgerstande sind diese Benennungen unter die abgenützten Dinge geworfen, und werden von Tage zu Tage seltener. Nur so lange die Kinder noch in den Jahren sind, wo sie Papa und Mama zu sagen pflegen, hört man diese Synonimen jener deutschen Namen. Sobald aber die junge Brut ihre Kinderschuhe ausgetreten hat, heißt der Vater: der alte Herr, die Mutter die alte Frau, und wenn die Gelbschnäbel von beyden collective sprechen, so heißen sie die alten Leute. — Der alte Herr ist heute wieder sehr brummig!

sagt der Herr Sohn. — Was die alte Frau auch für Kapricen hat! schnattert das naseweise Töchterlein.

Die Benennungen: Gatte, Gemahl, Mann, sind ebenfalls aus den vornehmeren Ständen verbannt. Der höhere Adel braucht schon gar keine andere Benennung als jene seines Ranges: Man rufe die Fürstin! — Ist der Graf ausgefahren? — sprechen diese Eheleute eines von dem anderen. Der kleine Adel äfft ihnen hierin nach; die Frau von Onix sagt niemals: mein Mann, mein Gemahl, sondern der Onix trinkt Kaffe, der Onix geht ins Theater.

Als man neulich der Frau von Topas kondolirte, daß ihr Mann so übel sey, dessen naher Tod gewiß war, antwortete sie: in der That, der Topas muß sehr viel leiden!

Nulla viri cura — — —

— Vivit tanquam vicina marito. —

LIV.

Advokaten.

Es ist eine kitzliche Sache über die Söhne des heiligen Ivo *) zu sprechen, denn diese sind bey der Majorität des Publikums eben nicht mehr im besonderen Geruch der Heiligkeit, und dieß mit einigem Rechte, denn keine der übrigen Fakultäten hat das Aergerniß gegeben, öffentlich mit der Hölle in Bund zu treten, außer die Juristen; nur unter diesen hat der Teufel selbst einen legalen und perpetuirlichen Sachwalter gefunden **).

Scherz bey Seite! — Es ist unstreitig ein schöner und ehrenvoller Beruf, Jedem das Seinige zu verschaffen; das Unrecht abzuwehren; der Schikane die Larve abzureissen; zweifelhafte Rechte in ihrer Klarheit darzustellen; gekränkte Ehre zu retten und zu rä-

*) Der Schutzpatron der Juristen.

**) Der bekannte Advokat des Teufels (advocatus diaboli) in Rom.

chen; vorenthaltenes oder geraubtes Gut der Witwe und den Waisen zu sichern ꝛc. ꝛc. Dieß und ähnliche Dinge thut der wahre Advokat, und dann verdienet er den erhabenen Namen eines Rechtsfreundes.

Aber freylich — der Name und das Diplon bewirken dieses nicht immer. Der Advokaten sind zu viele geworden, und mit Recht sucht man jetzt ihre Zahl zu vermindern; denn wenn der Rechtsfreunde mehr sind als der Rechtshändel, so müssen diese wohl dafür sorgen, Prozesse entstehen zu machen, oder bestehende in eine unabsehbare Länge hinaus zu dehnen. Es geht dann in ihren Schreibstuben wie in der Werkstätte der Drahtzieher: wie diese aus einem Körnchen Gold Fäden von vielen hündert Ellen spinnen, so spinnt euch mancher Advokat die einfachste, winzigste Sache zu einem Prozeß von Jahren hinaus.

Laßt die Gesetze des Landes, die Vorschriften über die bürgerlichen Verhandlungen, die Gerichtsordnung der Stellen so bestimmt und deutlich seyn, daß jeder unbe-

fangene Mann von gewöhnlicher Routine diesen und jenen vorliegenden Fall mit ein paar Zeilen abgethan glaubt; laßt ihn aber mit gewissen Advokaten darüber in Verhandlung kommen: die werden sogleich Zweifel, Anstände, und Schwierigkeiten daraus entstehen machen. Einige dieser Herren sind wie die weiland Priester in Aegypten: sie haben eigene Hieroglyphen, wozu sie allein die Schlüssel besitzen, und wodurch sie die Angelegenheiten ihrer Klienten nach Belieben drehen und wenden.

Es ist eine historisch richtige Bemerkung, daß sich unter den Advokaten zu allen Zeiten und bey allen Nationen vorzüglich turbulente Köpfe gefunden haben. Dieses läßt sich vielleicht daher erklären, weil sie immer und ewig bereit seyn müssen, über alles Streit anzufangen, mit jedermann Streit zu führen, und sich von Amts wegen angewöhnen, immer Recht haben zu wollen. Es geht ihnen wie den Kampfhähnen in England, die so viel mit Knoblauch gefüttert werden, daß eine unauslöschliche Streitsucht in ihnen gährt.

Wie die schwarze Lava eines Vulkans oft Weinberge, Fluren und Gärten betrübter Landleute verschlingt: so verwüstet der schwarze Fluß aus den Dintenfässern mancher Advokaten nicht selten Häuser und Güter der betäubten Klienten.

Wahr ist und bleibt das alte Sprichwort: Besser ein magerer Vergleich, als ein fetter Prozeß. Und wenn man jemanden etwas Böses wünschen will, das mit einmal seine Heiterkeit, seine Ruhe, und sein Vermögen untergrabe, so wünsche man ihm einen Prozeß.

Aber gerade in einem solchen Falle ist dann wieder ein Advokat nöthig: — freylich. Diese Herren sind also, was die Weiber in den Augen des bekannten griechischen Philosophen waren: ein nothwendiges Uebel! —

LV.

Der Kanal.

Der Nutzen von schiffbaren Kanälen ist für jedes Land eine unbestrittene, augenscheinliche Sache. In den östreichischen Staaten war wohl schon öfter von solchen Kanälen die Rede, es blieb aber auch immer bey der bloßen Rede. Vor zwanzig Jahren verfertigte ein Ingenieur dreyzehn hydrographische Karten von den Erbländern, und machte es sichtbar, wie man theils durch die nach allen Richtungen gehenden Flüsse, theils durch anzulegende Kanäle, alle diese Provinzen zu ihrem wechselseitigen Vortheil unter sich selbst verbinden, und ihnen dann auch die Gemeinschaft mit dem adriatischen Meere, mit dem schwarzen Meere, und mit der Nordsee eröffnen könnte. Diese Karten versprachen wahrscheinlich gar zu viel, erregten eben dadurch Mißtrauen, und bewirkten erst vor einigen Jahren den einzigen Versuch, den kurzen Kanal in Ungarn von der Theiß durch

das Bacser Komitat gerade nach der Donau zu ziehen, statt den langen Umweg über Titul und Peterwardein zu nehmen, der auch gut gelungen ist, und, wie man hört, in vortheilhaftem Gange ist.

Der stets steigende Holzmangel machte endlich nothwendig, daß man für den ungeheuern Feuerungsbedarf von Wien auf einen Erwerb von anderen Brennmaterialien für diese Hauptstadt denken mußte; man entdeckte Steinkohlen bey Wienerisch-Neustadt und Oedenburg, und ihre Herbeyschaffung erneuerte die Idee zur Anlegung eines Kanals in dieser Gegend. Merkwürdig dabey ist, daß ursprünglich bloß drey Partikuliers den Grund zu einer Kanalgesellschaft legten.

Nach eingezogenen Belehrungen und theueren Zubereitungen wurde im Jahre 1797 die Arbeit angefangen. Die erste Anlage dieses Kanals war einstweilen von Wien bis nach Neustadt. Die Schwierigkeiten wuchsen mit den Fortschritten der Unternehmung, theils weil sich einige dabey angestellte Hydrauliker mehr Einsicht in diesem hier noch unbe-

kannten Bausache angemaßt hatten, als sie wirklich besaßen; hauptsächlich aber weil die fast alljährlich in den Monaten Junius und Julius hier fallenden heftigen, und oft Wolkenbrüchen ähnlichen Regengüsse dem unweit des Gebürgsrückens von Baden gezogenen Kanal wiederholte Verwüstungen zuzogen.

Indessen war die Arbeit doch schon sehr weit gediehen; um sie mehr zu beleben, nahm der Kaiser selbst Antheil daran, entschädigte in der Folge die ersten Unternehmer vollkommen für ihre ausgelegten Summen, und übernahm den Kanal ganz auf seine eigene Rechnung, der dann bald gänzlich vollendet, und im Jahre 1803 zum erstenmal ordentlich befahren wurde.

Er geht gegenwärtig von Wienerisch-Neustadt bis nach Wien, wo er unweit der St. Marxer-Linie durch die dortigen Vorstädte bis auf das Glacis herunter läuft, und vor dem Stubenthore dicht an dem Invalidenhause das große Bassin bildet, welches sein Hafen ist. Auf seiner ganzen Strecke hat er 52 Schleußen; die Schiffe sind 72 Fuß

lang und 4½ breit; sie tragen 600 Zentner, die von einem einzigen Pferde gezogen werden.

Im Jahre 1804 sind auf diesem Kanale 1715 Frachtschiffe gegangen; sie führten hauptsächlich Steinkohlen, Brennholz (über 9000 Klafter), Bau- und Dachziegel, Eßwaaren, Effekten von Privatleuten u. s. w. welches alles zusammen eine Ladung von 573 906 Zentnern ausmachte.

Da dieser Kanal nahe bey dem kaiserlichen Lustschlosse Laxenburg vorbeygeht, und dieser Ort in der schönen Jahrszeit von den Wienern viel besucht wird, die Fuhrwerke dahin aber jetzt sehr theuer zu stehen kommen, so hat die Kanaldirektion ein eigenes Jachtschiff bauen lassen, welches in jeder Woche zu bestimmten Tagen dahin geht, und am nähmlichen Tage wieder zurückfährt; es geht in Wien um 6 Uhr Morgens, und in Laxenburg um 6 Uhr Abends ab; der Preis für eine Person für die Fahrt hin und her, ist 1 fl. Außer den bestimmten Tagen können Privatgesellschaften dieses Schiff ganz allein

zu ihrem Gebrauch für 18 fl. auf einen Tag haben.

LVI.

Leichter Sinn.

Leichter Sinn und Leichtsinn stammen zwar aus der nähmlichen Wurzel, tragen jedoch sehr verschiedene Früchte; auch geht der erste manchmal ganz leise und lieblich in den anderen über.

Leichter Sinn ist ein kostbares Geschenk der Natur, welches besonders bey unsern fast immer bedrängter werdenden Zeitumständen jedem ehrlichen Manne zu wünschen ist: er macht uns die Beschwerden und die trüben Stunden des Lebens mit mehr Gleichmuth ertragen; macht auch die unangenehmen Dinge von der erträglichern Seite ansehen; macht das Uebel, wenn es denn doch auf uns fällt, und überstanden ist, sobald als möglich wieder vergessen.

Der Leichtsinn ist von schlimmerer Art: er theilt Gunst und Abneigung rasch und blindlings aus; sieht keine Gefahr vor; scheut jede ernsthafte Ueberlegung; opfert alles der Laune des Augenblicks; und statt sich die Anstrengung zu geben, einem noch kleinen Uebel gleich Anfangs durch leichte Mittel zu steuern, läßt er es anwachsen bis es unheilbar wird.

Die wahren, originellen Wiener sind von Natur aus zu beyden sehr aufgelegt.

Man sieht hier täglich Vorfälle, die ganz offenbar den Stämpel des einen oder des andern tragen. Mit diesen ist man denn sogleich im Reinen. Es giebt aber beynahe eben so häufig Auftritte, deren Klassificirung ein schweres Problem ist.

Die Familie der Grachen hat sich mit der Familie der Pisonen über eine wenig bedeutende Sache so sehr verfeindet, daß sie wechselseitig die Häuser, die Gesellschaften, sogar die öffentlichen Plätze meiden, wo sie vermuthen, auf ihre Widersacher zu treffen; das dauert ein Jährchen und ein paar Mo-

nate drüber. Aus Zufall oder aus Vorsatz bringt sie ein Dritter einmal zusammen. Vergessen ist die alte Animosität; man grüßt sich recht freundlich; man drückt sich die Hände; man spielt und soupirt zusammen, als ob gar nie etwas Widerliches vorgefallen wäre.

Die Dame Hortensia und die Dame Kamilla waren seit Jahren unzertrennliche Schwestern. Wie sich die eine putzte, staffirte sich die andere aus; sie waren wie die Sympathievögel: im Wagen, im Theater, auf dem Ball, auf der Promenade, immer eine neben der andern; eine zitirte den Geschmack, das Urtheil der anderen als das höchste Muster. — Es ist kein Zwist, kein Neid, keine Verhetzung, auch keine Liebesgeschichte dazwischen gekommen (die sonst in der Regel auch demantne Freundschaftsbande sprengt) und doch — — — seit einiger Zeit lebt Kamilla ohne Hortensia, und diese ohne jene; wenn sie in einer Gesellschaft zusammen kommen, grüßen sie sich nur wie ehemalige entfernte Bekannte, deren man sich kaum mehr erinnert.

Haß und Liebe; Freundschaft und Feindschaft; Anhänglichkeit und Abneigung; Bewunderung und Verhöhnung; Protection und Verfolgung, verlöschen und vergessen sich in Wien so leicht, so häufig, so plötzlich, wie ein ausgebranntes Feuerwerk.

Ist dieß leichter Sinn, oder Leichtsinn?

Es war eine Zeit, wo ich mich manchmal gewaltig wunderte, daß eine Liebe, eine Freundschaft, ein Umgang, die so innig gewesen, so lange gedauert hatten, mit einmal abgebrochen war. — — — Jetzt wundere ich mich manchmal eben so sehr, daß eine Liebe, eine Freundschaft, ein Umgang so lange besteht! —

LVII.

Fremde Sprachen.

Man spricht in Wien, neben dem Deutschen, so vielerley fremde Sprachen, als man vielleicht außer einigen sehr besuchten Seeplätzen sonst in Europa nirgends hört.

Den ersten Rang unter den ausländischen Sprachen behauptet die französische.

Der sauertöpfische alte Kato jagte zu seiner Zeit alle griechischen Sprachmeister aus Rom. Griechische Sprache und Sitten waren damals gegen römische Sprache und Sitten ungefähr in eben dem Verhältniß, wie französische Sprache und Sitten schon seit einem Jahrhundert gegen Sprache und Sitten Deutschlands sind. — Dem ungeachtet müssen die griechischen Schönsprecher doch bald wieder an die Tiber zurück gekommen seyn, und all ihr vaterländisches Wesen und Unwesen den Kindern des Romulus recht tief eingeimpft haben, denn Juvenal sagt von den Römerinnen seiner Zeit:

„Es hält sich keine für schön, wenn sie sich nicht in ein griechisches Weibchen, in eine pure pute Athenienserin umgeschaffen hat. Alles geschieht nach griechischer Art: in dieser Sprache drücken sie Leid und Freude, Zorn und Kummer aus; in dieser nur schütten sie ihre Herzensgeheimnisse aus; was wollt ihr mehr? sie — — — *)“

Wenn nun auch die Damen von Wien hierin einiger Maßen den Damen von Rom zu Domitians Zeiten ähneln mögen, so bewahre mich doch der Himmel vor der Absurdität, die Grille des Murrkopfes Kato billigen, oder gar zur Nachahmung aufstellen, und insinuiren zu wollen, daß man die französischen Sprachmeister aus Wien jagen soll.

---

*) — — — non se putat ulla
Formosam, nisi quae de Tusca *graecula* facta est,
De Sulmonensi mera Cecropis. Omnia *graece*:
Hoc sermone pavent, hoc iram, gaudia, curas
Hoc cuncta effundunt animi secreta; quid ultra?
Concumbunt *graece*.

Die geistreichen Werke Frankreichs haben zuerst angefangen, unseren schwerfälligen altgothischen Geschmack zu verfeinern, und Licht, Leben und Reitz in die meisten Zweige der Kultur und der Wissenschaften zu bringen. Nur die französische Sprache hat sich zu einem Grad von Allgemeinheit aufgeschwungen, daß man heut zu Tage mit ihr allein das ganze kultivirte Europa durchreisen kann. Und in den neuesten Zeiten ist diese Sprache mit allen Kenntnissen und Geschäften aus der höhern Sphäre der politischen und militärischen Welt vollends so innig verwebt, daß sie ein Mann von guter Erziehung platterdings nicht mehr entbehren kann.

Aber Ein Umstand liegt mir in Betreff dieser Sprache auf dem Herzen: die Deutschen reden in Gesellschaft und an öffentlichen Orten gern französisch, wenn sie zeigen wollen, daß sie Leute von Erziehung und Welt seyen. — Da die Franzosen in ihrem Lande gewöhnlich keine fremde Sprache lernen, und sich doch wohl auch oft als Leute von Erziehung und Welt werden zeigen wollen: wie

fangen sie es an? ... Es muß also noch andere Mittel geben, Erziehung und Weltkenntniß zu beweisen, als die Fertigkeit eine fremde Sprache zu reden.....

*　　*
　*

Nach der französischen wird die italiänische Sprache viel gesprochen, aber doch eigentlich nur von den wirklichen hier befindlichen Italiänern, deren Anzahl jedoch so beträchtlich ist, daß sie eine eigene geistliche Gemeinde ausmachen, und eine eigene Kirche haben, worin in ihrer Sprache geprediget wird. Bey dieser Gemeinde ist es ein alter Gebrauch, daß sie alljährlich für die Fastenzeit einen eigenen in Italien berühmten Prediger hierher kommen läßt. Diese Nation liebt überhaupt, wie man weiß, das grelle Kolorit, die Superlativen und Hyperbeln, sowohl in Worten als Geberden: darum verhält sich auch die Kanzelsprache eines solchen italiänischen Predigers zur Kanzelsprache eines Mosheim und Bourdaloue, ungefähr

wie die Eloquenz eines heutigen römischen Cicerone zur Eloquenz des alten Marcus Tullius Cicero.

* *
*

Das Englische wurde vor zwanzig Jahren auffallend stark gesprochen, da die nordamerikanischen Händel die Welt beschäftigten, und da eine zahlreiche Cotterie galanter Weiber eine eben so zahlreiche Kolonie junger stämmiger Britten ausschließend begünstigte. Jene Händel sind abgethan; die galante Cotterie ist grau geworden; die brittische Kolonie hat sich vermindert; und somit ist auch die Sprache viel seltener geworden.

Neugriechisch und illyrisch ist unter den vielen hiesigen Griechen und Raizen zu Hause, und wenn diese Nationen auch ihrer Geschäfte wegen andere Sprachen lernen, so sprechen sie doch immer mit Vorliebe ihre eigene.

Ungarisch, polnisch, böhmisch und kroatisch hört man wohl auch noch hie und da;

da sich aber einerseits die Regierung angelegen seyn läßt, die deutsche Sprache in jenen Ländern immer mehr zu verbreiten, und da jene Nationalen die Nothwendigkeit und die Vortheile der deutschen Sprache mehr und mehr fühlen, so kommen auch diese Idiome allmählich in größere Abnahme.

LVIII.

Hofmeister. — Gouvernanten.

Es giebt zwey Gattungen von Hofmeistern in Wien: die einen sind die Hofmeister der jungen Herren, auch Gouverneurs genannt; die anderen die Haushofmeister (maitres d'hôtel). Hier ist nur von der ersten Gattung die Rede.

In den vorigen Zeiten, ehe noch die französische Revolution die Welt mit ihrem Troß von Citoyens, Demokraten und Sansculotten überschwemmt hatte, fand man in den Häusern der Großen und Reichen fast

durchaus keine anderen Gouverneurs als Franzosen, die zum Theil entweder wirkliche Abbes waren, oder doch das schwarze Kleid trugen, obschon sie in Wahrheit oft nur Kammerdiener, Sprachmeister, Glücksritter gewesen sind.

Es würde mich zu weit, und auf zu ernsthafte Dinge führen, wenn ich hier in Erinnerung bringen wollte, welche verfängliche Wirkungen diese ausländische Erziehung beym Ausbruch der französischen Revolution zum Theil in Deutschland haben mußte — —

— — — — — — — —

genug, ich thue manchen jener ehemals in Deutschland das Edukationswesen treibenden französischen Abbes wahrscheinlich nicht gar großes Unrecht, wenn ich sage, daß sie — beym Lichte besehen — ihren vornehmen Zöglingen ungefähr das lehrten, was man dem Lord Chesterfield vorwarf, daß er durch seine berühmten Briefe seinem Sohn gelehrt habe: „die Manieren eines Tanzmeisters und die Moral einer H—.“

Die besagte Revolution hat denn endlich glücklicher Weise die französischen Gouverneurs fast allgemein aus den hiesigen großen Häusern verbannt. An ihre Stelle sind Deutsche getreten, und es giebt darunter viele in jedem Betracht recht wackere, kenntnißreiche, biedere Männer, deren erste Sorge nicht mehr ist, die Sprossen der ansehnlichsten Familien ihr eigenes Vaterland verachten zu lehren, wie es jene Gallier thaten.

Allein manche dieser Hofmeister pflegen sich mitunter selbst etwas zu verziehen, während daß sie die ihnen übergebenen Kinder erziehen. Sie wohnen in Pallästen; fahren in schönen Kutschen; speisen mit ihren hohen Patronen; kommen in Assembleen, auf Bälle, zu glänzenden Landparthien, zu Jagden u. s. w. wo dann wohl gelegenheitlich ein Minister, eine Gräfinn, ein General, oder was etwan sonst noch zur Sippschaft der hohen Zöglinge gehört, ein paar Worte mit dem Hofmeister sprechen, ihm ein Kompliment über sein pädagogisches Talent machen, ihn auch sonst auf der Promenade oder

aus dem Wagenfenster mit einem gnädigen Kniks oder Lächeln beehren. Das greift den Meister Orbil nicht wenig an; er wird hochherzig, er glaubt bald selbst zur erlauchten Familie zu gehören, und spielt von nun an den Kavalier. Er steigt mit vornehmer Miene in den Wagen, liegt mit strahlender Selbstgenügsamkeit in demselben, und läßt sich neben seinen ehemaligen Freunden vorbeyrollen, ohne sie mehr zu kennen.

Am drolligsten ist es, wenn sich zwey oder drey solcher Menschenbildner auf einem öffentlichen Spaziergang treffen, und dann ihre gesammte Heerde von Barons, Comtes, Princes 2c. vor sich her treiben: wie sie da mit wichtiger Miene und Ton zusammen sprechen, niemanden kennen und grüßen als Noblesse, wie sie die Worte: „ich stellte dem Grafen vor" — „die Fürstinn war gestern bey uns" — „der Präsident sagte mir" — immer recht laut erschallen lassen, damit die Vorübergehenden es ja hören mögen.

Diese Herrlichkeit dauert indessen nicht gar lange. Der Zögling hat seine sogenannten

Studien vollendet, und der Hofmeister ist nun überflüssig. Ehedem war es in den hiesigen großen Häusern sehr gewöhnlich, den Hofmeistern lebenslängliche Pension zu geben, und mancher erwarb sich allmählig zwey bis drey derselben, womit er dann bequem lebte. Diese Freygebigkeit ist jetzt äußerst selten; statt derselben empfiehlt man sie entweder in ein anderes Haus, oder man giebt ihnen ein Aemtchen auf den herrschaftlichen Gütern, oder man fertigt sie mit einem Stück Geld als mit einer Gratification einmal für allemal ab. Sie verlassen dann freylich ungern das glänzende Haus, ziehn in ein schlichtes Stübchen im vierten Stockwerke, kommen noch manchmahl zu Tische zu ihrem vorigen Patron, merken aber bald, daß sich die Umstände geändert haben, und bleiben dann von selbst weg.

Ist der hohe Patron Chef bey einer Landesstelle, so sucht er seinen Hofmeister dort unterzubringen, und girirt ihn also zur künftigen Versorgung an den Staat.

* * *

Gleiches Schlags mit den Hofmeistern waren denn ehemals auch die Gouvernanten: alles vom Ufer der Seine, der Loire oder der Rhone. Wenig Gutes; großentheils Kammerjungfern, Putzmacherinnen, verlebte Theatermädchen, und oft noch etwas Schlimmeres. Monsieur l'Abbé und la Bonne verstanden sich dann gewöhnlich so gut zusammen, wußten so gut zu intriguiren, und sich so nothwendig zu machen, daß sie nach Umständen das ganze Haus dirigirten, oder einen ewigen Zwiespalt in demselben unterhielten. Kaiser Joseph der Zweyte hatte bey der Errichtung des Mädchen-Pensionats hauptsächlich auch zur Absicht, die ausländischen Gouvernanten entbehrlich zu machen, und inländische Mädchen für diesen Posten zu bilden. Auch haben schon einige dieser Pensionistinnen mit Beyfall in guten Häusern die Stellen von Gouvernanten angetreten; doch scheint es bis jetzt noch nicht, als ob man sich allgemein von den exotischen Erzieherinnen losmachen wollte.

LIX.

Schulgelder.

Auf den protestantischen Universitäten und andern Lehranstalten, auch auf mehreren Universitäten im katholischen Deutschlande, waren die Schulgelder schon seit alten Zeiten eingeführt. Im östreichischen Staate hingegen war ehedem der öffentliche Unterricht auf hohen und niederen Schulen gänzlich frey. Erst im Jahre 1787 führte Kaiser Joseph der Zweyte Kollegiengelder und Schulgelder ein, und seine beyden Nachfolger in der Regierung haben diese Auflage auf die Gelehrsamkeit nicht wieder aufgehoben.

Hier ist unser litterarischer Steuerfuß:

Trivialschule, jährlich . .	3 Fl.
Normalschule	10 —
Gymnasienschulen . . .	12 —
Philosophischer Kurs . . .	18 —
Juridischer	30 —
Medicinischer	30 —

Der Baum der theologischen Wissenschaften mit allen seinen Zweigen ist taxfrey.

Ob man bey Einführung der Schulgelder absichtlich zum Zweck hatte, die Zahl der Studierenden zu vermindern, weiß ich nicht; indessen war dieses doch mitunter die Wirkung davon, und bis jetzt ist dabey eben noch nicht viel verloren, obschon hier der Mangel an Theologen bereits seit mehrern Jahren so groß ist, daß man für nöthig befunden hat, diejenigen, welche sich der Theologie widmen wollen, von den Taxen der vorhergehenden Studien zu befreyen, um mehr Gottesgelehrte zu bekommen.

Eine bekannte, und von den Protestanten selbst eingestandene Sache ist es, daß die bey ihnen eingeführten Kollegiengelder die Professoren nur zu sehr von den Studierenden abhängig machen, weil auf der mehr oder minder großen Zahl derselben ihre mehr oder minder behagliche Existenz beruht. Darum sind sie überhaupt gegen reiche Frequentanten sehr nachsichtig; darum lassen sich manche derselben häufig zu gefälligen Späßchen,

zu drolligen Anekdoten, und mitunter einige wohl gar zu lustigen Schwänken herunter, um den trocknen Stoff der Vorlesungen für ihre jungen Zuhörer etwas amüsant zu machen, und mehr derselben um sich zu versammeln. — Andere Lehrer geben neben den öffentlichen Kollegien noch ein Privatum, worin für neue Bezahlung tiefere Einsichten, und endlich ein Privatissimum, wo für gedoppelte Taxen erst vollends die Quintessenz der Wissenschaft mitgetheilt wird: — eine Gattung litterarischer Simonie, die beym Tempeldienst der Pindariden eben nicht sehr erbaulich ist.

Mit den hiesigen Schulgeldern hat es indessen eine ganz andere Bewandniß: die Professoren sind alle nach einer festgesetzten Norm vom Staate bezahlt, ohne Rücksicht auf mehrere oder wenigere Zuhöret. Von den Schulgeldern zieht keiner derselben auch nur den mindesten Antheil. Diese Gelder werden sämmtlich als Stipendien unter jene Studierende vertheilt, welche schon in den unteren Klassen sich durch besondere Talente und

Verwendung auszeichnen, aber zu arm sind, um ohne fremde Unterstützung ihre Studien in die höheren Klassen fortzusetzen. Diese Stipendisten sind dann auch von Bezahlung der Schulgelder befreyt.

Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, ist also die Einführung jener Schultaxen der wahren Kultur der Wissenschaften eher nützlich als nachtheilig.

Auch könnte man allenfalls in Anschlag bringen, daß man selbst für den Unterricht in den gemeinsten und niedrigsten Gewerken und Handthierungen Lehrgeld bezahlen muß.

Es gab eine Zeit, wo ein Mann, der lesen, und vollends einer der schreiben konnte, ein so seltner Vogel war, daß man ihn bloß dieser hohen Wissenschaften wegen selbst von der verdienten Todesstrafe lossprach. Die Sachen haben sich zwar in diesem Puncte zum Erstaunen geändert, und schon seit lange scheint es, daß Kultur und Wissenschaften zu mächtig und zu allgemein über ganz Europa verbreitet seyen, als daß dieser Welttheil je wieder in eine wirkliche Barbarey

zurück fallen könnte. Diese Meinung möchte jedoch so ganz richtig nicht seyn. Erinnern wir uns doch nur an dasjenige, was so ganz neu in Frankreich vorgefallen ist; bey dieser Nation, wo die Kenntnisse am populärsten, die Wissenschaften auf dem höchsten Grade, die Verfeinerung allumfassend war. Wie hat sich hier in wenigen Jahren alles dieses von einem Extrem auf das entgegengesetzte gestürzt! — War nicht schon nach sieben bis acht Revolutionsjahren Rohheit, Wildheit und Unwissenheit allgemein? — Hätte sich die sanscülottische Kulturscheue und der Robespiersche Vandalismus nur eine halbe Generation aufrecht erhalten, so waren die Gallier wieder ungefähr so, wie ihre Vorväter zu den Zeiten des Brennus. — — — Haben uns nicht alle Reisende einhellig bestättiget, daß während der demokratischen Wuth die Kinder in Frankreich, welche eben in die Jahre des Unterrichts traten, gänzlich ohne Bildung, ohne Moral, ohne Religion, ohne Begriffe von Pflicht, Recht und Tugend, ohne alles Sit-

tengefühl, gerade wie junge Irokesen aufwuchsen, die zwar Flinten laden, Schanzkörbe flechten und Sturmlaufen lernten, aber das A B C. nicht kannten?

LX.

Der Theaterwagen.

Die Theologie, Moral und Philosophie, stellen sehr schwere und eindringliche Sentenzen auf, um uns die Eitelkeit und Vergänglichkeit aller irdischen Dinge einzuprägen; um uns zu beweisen, daß alles hienieden nur flüchtiger Komödientand, Schattenspiel an der Wand, und leerer Prunk einer Zauberlaterne sey, die bald erlöschen, und weiter nichts als ein lamentables Chaos übrig lassen wird.

Mich erinnert — aber auf eine komische Art — an jene Nichtigkeit, an das allgewaltige Leere und Flüchtige alles dessen, was un-

ter Sonne, Mond und Sternen vorgeht, noch obendrein der theatralische Dekorations-Wagen, der jeden Morgen bey meinem Fenster vorbey zieht.

Der Zufall hat beyde Theater der Stadt Wien an die südliche Extremität derselben gestellt, so daß eines von dem andern nur ungefähr 500 Schritte entfernt ist*). Da die nämlichen Dekorationen für beyde Bühnen passen und gebraucht werden müssen, so werden sie alltäglich auf einem langen, eigens kunstmäßig dazu verfertigten Wagen von einer zu anderen geschleppt, je nachdem es die Abends zu gebenden Stücke eben erfordern.

---

*) Diese Theater haben die ungünstige Lage, daß jedes derselben dicht an einem Stadtthore steht, wo folglich immer eine starke und lärmende Passage ist, besonders im Sommer, wenn man der Hitze wegen die Fenster öffnet; ein paar Postzüge, oder ein halbdutzend Fiacker, die oft schnell hintereinander durch das nahe Thor fahren, stampfen oder rasseln die schönste Arie in der Oper, die rührendste Stelle im Drama weg.

Gestern, wie herrlich stand alles da in der hohen Tragödie, oder im herzenschmelzenden Drama, beym betrügerischen Schimmer der Lampen, daß man sich leibhaft versetzt glaubte in eine erhabnere Welt! — Und heute! welch ein poßierliches Gemengsel der Dinge rüttelt sich auf diesem Wagen durcheinander, alles Zaubers entkleidet durch das unbestechliche Licht des Tages! — — So ungefähr muß die zerschmetterte Welt am jüngsten Tage im Großen aussehen, wie man sie hier in Migniatur erblickt! ... Trümmer von Tempeln und Pallästen, mit Bäumen, Bergen und Felsmassen verworren; Thronen und Strohdächer! Altäre und Toilletten; Sonnen von Rauschgold, papierne Kolosse und hölzerne Kastelle; die Leyer des Apoll, und der Vogelbauer des Papageno; die Strickleiter aus der Schachmaschine, und der Strohkranz der Ophelia; die Sklavenkette des Regulus, und das Receptbuch des Barbier Lux; die Schlangen der Kleopatra, und das Marmottenkästchen der beyden Savoyarden; der

Baum der Diana, und das Wasserfaß des Mikeli, drängen hier eines das andere.

Auch liegen da die rauschenden Wellen des mächtigen Oceans, getrieben am hölzernen Spieße wie magere Poularden; die lieblichen Wasserfälle von Silbertock, welche knarren wie ungeschmierte Wagenräder; die Höllenrachen von Pappendeckel, wodurch die Teufel mit seidenen Strümpfen ihre Salto mortale machen. — — Die ergrimmten Jupiters, welche gestern Blitze und Donnerkeile auf die zitternden Großen und Reichen der Erde schleuderten, sitzen heute als ermüdete Tagelöhner auf diesem Wagen neben den blechernen Kolofonium-Büchsen (ihren Blitzmagazinen) und käuen dürftig an einem Stück harten Kommißbrod! — — — Vanitas Vanitatum!

Es existiren noch andere eigene Theaterwagen, welche alltäglich die lebendigen Decorationen (jedoch nur weiblichen Geschlechts) zur Bühne führen. Der Triumvir Antonius, der Czar Peter, und der Herzog Albrecht, so wie Zevs, Bacchus und Herkules, müssen zwar zu Fuße nach dem Schauspielhau=

se wandern; aber Kleopatra, Chatinka und Agnes Bernauerin, nebst ihren Zofen, auch Juno, Ariadne und Alceste, werden dorthin kutschirt.

Man sagt, das Holz zu diesen Wagen sey nicht im Hayn des Tempels der Eintracht gewachsen! —

LXI.

Das Zuchthaus.

Zur Garnitur einer vollständigen Staatsmöblirung für unser stets in der Vervollkommnung fortschreitendes Adamsgeschlecht, gehört nebst den übrigen Werkzeugen der Justitia coërcitiva — als da sind Fesseln, Kerker und Galgen — auch ein wohl organisirtes Zuchthaus, um darin die Schurken von minderer Bedeutsamkeit aufzubewahren, welche sich sonst zum Geschäft machten, die wohlthätige Urkunde des Contract Social von Zeit zu Zeit zu durchlöchern.

Das hiesige Zuchthaus liegt in der Leopoldstadt, und hat in der Aufschrift den ausdrucksvollen lateinischen Namen Disciplinarium *). Es kommen nach vollendetem Inquisitions-Prozesse hieher theils Kriminal-Verbrecher, theils Leute, die sich schwerer Polizey-Uebertretungen schuldig gemacht haben, entweder auf Lebenslang, oder auf bestimmte Zeit.

Womit sie ihre Verbrechen zu büßen haben, könnten sie sogleich beym Eintritt in das Haus lesen, wenn man es nicht, nach dem Geist der damaligen Zeit, in lateinischer Sprache geschrieben hätte: Labore et Fame; welches man denn wohl verdeutschen könnte und sollte: Durch Arbeit und Hunger; wozu bey gröberen Delinquenten nach Umständen auch Verberibus (durch Schläge) ein Beysatz gemacht wird.

Alles, was im Hause nöthig ist, muß vor

---

*) Imperante Leopoldo et Consule Daniele Lazaro Springer S. C. M. C. Disciplinarium hoc S. P. Q. V. erexit 1673.

allen Dingen durch die Züchtlinge selbst gethan werden. Kleidung, Wäsche, Küchenarbeit, Holz sägen und spalten, Reinigung des Hauses &c. &c. besorgen die dazu ernannten und abgerichteten Bewohner. Die übrigen gemeinschaftlichen Arbeiten sind von solcher Art, daß sie jeder leicht und bald lernen kann: spinnen, Flachs und Wolle krämpeln &c. &c. Jedem ist täglich sein bestimmtes Quantum Arbeit angewiesen. Verwendet er von den zugestandenen Erholungsstunden freywillig auf seine Arbeit; arbeitet er des Tags mehr als ihm vorgeschrieben ist: so wird ihm ein Theil desselben als Lohnarbeit verrechnet, und wenn er nach ausgestandener Strafzeit entlassen wird, so erhält er den gesammten Lohn seines Nebenverdienstes in barem Gelde auf die Hand. Eine sehr wohlthätige Einrichtung, wodurch ein solcher Mensch bey seinem Austritte nicht sogleich ganz mittellos wieder in die Welt hinaus geworfen ist, und vielleicht aus Noth gezwungen wird, schon in den ersten Tagen seiner wieder erlangten Freyheit

durch ein neues Verbrechen dieselbe abermals zu verwirken.

Die Praxis von dem Labore ist also keineswegs übertrieben, wie man sieht. Das Fame ist dahin zu verstehen, daß auf dem Tische der Züchtlinge keine Fleischtöpfe dampfen, sondern daß sie bloß Brod, Mehlspeisen und Hülsenfrüchte erhalten, jedoch in einer Portion, wobey sie eben nicht Hunger leiden.

Uebrigens haben sie geräumige, lichte und gut temperirte Stuben, und wohnen allerdings gesünder und reinlicher, als viele Menschen von den unteren Klassen in den entfernten Vorstädten.

In dem Zuchthause ist auch ein Krankenspital, sowohl für die Bewohner des Hauses selbst, als für alle übrige Arrestanten der Stadt, welche bey einer eintretenden wirklichen Krankheit aus ihren Gefängnissen sogleich hieher gebracht werden.

Ordnung und Reinlichkeit werden hier — wie nothwendig ist — strenge gehandhabt. Uebrigens aber werden die Gefangenen mit

exemplarischer Menschenfreundlichkeit, ja sogar mit theilnehmender Sorgfalt behandelt.

LXII.

Der Todtenwagen.

Da kömmt er, der lange schwarze Kasten, in dem wir unsere letzte Fahrt machen! — Er ist Pirutsch, Bastard, Schwimmer, Kalesche, Fiacker und Galawagen, alles was man will, so wie der Sarg, worin wir ihn besteigen, Sommerkleid und Winterkleid, Neglige und Staatskleid ist. — — Die Rosse, mit denen dieses dumpfe Räderhaus bespannt ist, sind jedoch nicht jene schnaubenden, unbändigen, alles um sich her niederstampfenden Hengste, wie sie die Dichter und Mahler an den Triumphwagen des Erde-Entvölkerers spannen, sondern ein paar magere, langsam dahin schleichende Wallachen, bald selbst ihrer Auflösung nahe, so wie auch der eingeschrumpfte, abgelebte, ganz in

Schwarz gehüllte Kutscher, der die Miene hat, von dem Bock bald selbst in den Wagen steigen zu müssen.

Wer bey seinem Tode bedauert seyn will, der muß in keiner großen Stadt sterben. — Der stündlich in allen Gestalten herum wandelnde Sensenmann, dieser alte Ueberall, verliert durch seine tägliche Erscheinung hier vieles von seinem Schrecklichen; man familiarisirt sich mit ihm; man sieht seine Opfer mit Gleichmuth an: und die Sache beym Lichte besehen, weiß ich nicht, ob wir dadurch verliehren.

Wir kennen in der Geschichte mehrere große Männer, welche scherzend gestorben sind. Bey seinem Tode zu scherzen, ist nun zwar nicht jedermann gegeben, ist auch nicht nöthig; aber eine unvermeidliche Sache mit Standhaftigkeit und Resignation erwarten, ist männlich und vernünftig. Ludwig der Vierzehnte, der unstreitig alle irdischen Freuden und alle Erdengröße in sich vereinigt hatte, war bey seinem Tode so gelassen, daß er ein paar Minuten vor demselben sagte: ich hatte

mir das Sterben viel schwerer vorgestellt. Und unser Joseph der Zweyte, auch der erste Mann seiner Zeit, mit welcher Starkmuth befahl er am Vorabend seines Todes: Eilet mit dem Begräbniß meiner Nichte, damit für meine eigene Leiche Platz werde!

Die Karthäuser, welche nichts als memento mori sagen, und in Särgen schlafen, um das Schreckliche des Todes recht vor Augen zu behalten, haben sicher eine ganz verkehrte Maßregel ergriffen; sie müssen eben dadurch mit dem Freunde Hain so vertraut, und so gleichgültig gegen ihn werden, wie die Kutscher des Todtenwagens, die alle Tage ganze Dutzende voller Särge vor die Linie hinaus führen.

Es ist eine bekannte Sache, daß man bey uns ohne Bezahlung nicht in die Welt, und abermal ohne Bezahlung nicht aus derselben kömmt. Für die Ausländer, welche wissen wollen, was diese letzte Reise in Wien kostet, setze ich hier den gegenwärtigen Begräbnißtarif her:

In der Stadt			
Erste Klasse	66 fl.	48 kr.	
Zweyte —	37 —	6 —	
Dritte —	8 —	56 —	
In den Vorstädten			
Erste Klasse	27 fl.	49 kr.	
Zweyte —	20 —	57 —	
Dritte —	7 —	16 —	

Bey dieser Summe ist der Fuhrlohn für den Todtenwagen schon mit einbegriffen.

Es versteht sich von selbst, daß bey diesen höheren oder minderen Taxen, die von der Willkühr der bemittelten Sterbenden abhängen, mehr und minder Geläute und übriges Todtengepräng ist.

Die Viles animae der ganz Armen werden hier, so wie überall, ohne Sang und Klang zur Ruhe gebracht.

Es gereicht der Stadt Wien allerdings zur Ehre, daß sie beynahe die erste war, welche ihre Begräbnisse, ferne von den Lebendigen, auf das freye Feld hinaus verlegte. — Erst seit ein paar Jahren geschieht in andern berühmten Hauptstädten, was hier schon seit einem Vierteljahrhundert im Gange ist.

LXIII.

Die barmherzigen Brüder.

Ihr Stifter ist bekanntlich der heilige Johann von Gott (Johannes de Deo), ein Mann, der ganz andere Begriffe von frommen Stiftungen muß gehabt haben, als Bruno und Bouthilier de Rance, die Stifter der menschenscheuen Karthäuser und Trappisten.

Das Kloster und Spital der hiesigen barmherzigen Brüder liegt in der Leopoldstadt; es steht in Verbindung mit mehrern Klöstern dieses Ordens in Oestreich, Böhmen, Mähren, Ungarn und Steyermark, die allenthalben auch ihre Spitäler haben, und beym Schlusse jedes Jahrs eine allgemeine Liste der Kranken drucken lassen, die in ihre Pflege gekommen, und wieder hergestellt worden, oder den Weg alles Fleisches gegangen sind. Das hiesige Spital ist indessen das zahlreichste; die Aufnahme in demselben beträgt alljährlich ungefähr zwischen 700 und

800 Kranken, und die Sterblichkeit darin ist in der That geringe.

Es sind hier Plätze und Betten auf 114 Kranke vorhanden, worunter manche von eigenen Körperschaften und Gewerken für die Mitglieder derselben gestiftet sind, z. B. für Kaufmannsdiener, Bäcker, Fleischhacker u. s. w. die folglich den ersten Anspruch darauf haben. Uebrigens nehmen die Barmherzigen arme Kranke an, so lange Platz leer ist.

Auch sind sie in diesem Verstande wahre Kosmopoliten: jeder Leidende findet hier Aufnahme, weß Standes, welcher Nation und Religion er immer seyn mag. Der Portugiese und der Moldauer, der Sicilianer und der Schwede, der Afrikaner, der Asiate und der Amerikaner; der Anhänger des Papstes, Luthers, Kalvins, des Koran, des Zendavesta und des Konfucius, genießen gleichen Antheil an der Mildthätigkeit dieser Anstalt.

Maria Theresia, die an Großmuth für wohlthätige Institute unerschöpflich war, erbaute im Jahre 1753 zum Behuf des Spi-

tals der barmherzigen Brüder ein eigenes Reconvalescentenhaus, welches in der Vorstadt Landstraße, in einer erhöhten, sehr gesunden Gegend liegt, einen großen erquickenden Garten und andere gute Einrichtungen für Wiedergenesende hat. Viele derselben werden denn von Zeit zu Zeit hierher gebracht, um im Spitale selbst eher und mehr Platz für neu eintretende Kranke zu gewinnen.

Die Zahl der hiesigen barmherzigen Brüder beläuft sich ungefähr auf fünfzig. Unter diesen sind nur so viele Priester, als zum gemeinschaftlichen Gottesdienst, und zur geistlichen Besorgung der katholischen Kranken nöthig ist. Verlangt ein Protestant den Prediger seiner Konfession, so wird derselbige in das Kloster gerufen, und steht seinem Glaubensgenossen bey.

Die übrigen Ordensglieder sind Layen, alle mehr oder minder in der Arzeneykunde, Apothekerkunst, Wundarzeneykunde und Krankenwärterkunst geübt. In Betracht der Fertigkeit, welche sie in der letzteren besitzen, läßt man sie auch sehr oft zu besonders schwer

Kranken (für eine mäßige Erkenntlichkeit) in Privathäuser kommen.

Nebst den in ihrem Kloster Verpflegten, theilen die barmherzigen Brüder auch medicinischen Rath, Recepte und Arzeneyen an hausarme Kranke, besonders in ihrer Nachbarschaft, unentgeldlich aus.

Bey all dieser wohlthätigen Praxis kann man den ehrwürdigen Söhnen des heiligen Johann von Gott schon die Inschrift verzeihen, welche sie an dem Frontispitz ihres Klosters haben, und welche sowohl in Betreff ihres Inhalts, als in Rücksicht auf die seyn sollende Poesie etwas sonderbar lautet.

Hier ist sie:

Hic eſt Ordo approbatus,
In Charitate fundatus,
Non a Sanctis fabricatus,
Sed a Solo ſummo Deo.

Man sieht, daß das vierte atus mangelt, welches jedoch in der darunter stehenden deutschen Uebersetzung am Reim ergänzt ist.

Dieser wohlgebillgte Orden
Ist in Lieb gestiftet worden,
Nicht von einer heilgen Rott
Sondern von dem höchsten Gott,

LXIV.

Pujoulx und die deutschen Technologen.

Mit der Kunde fremder Länder und Völker sah es bey den Franzosen in der Regel, besonders aber bey den Parisern, die gewöhnlich nicht weiter vor ihre Schlagbäume hinaus kommen, als bis nach Versailles und nach Saint Denys, von jeher sehr kläglich aus. — Der Kanal, die Pirenäen, die Alpen, die Maas oder allenfalls der Rhein, umschlossen für sie die ganze, ihrer Aufmerksamkeit würdige Welt. Bey Gelegenheit des Revolutionskrieges kamen sie zwar (zum Unglück ihrer Nachbarn) weit genug über jene alten Gränzen ihrer Weltkunde; und manche

unsrer deutschen Schriftsteller glaubten, daß von dieser Zeit an die Franzosen eine genauere Bekanntschaft mit Deutschland gemacht, und somit auch richtigere Begriffe von deutscher Art, Kunst und Wissenschaft nach Hause gebracht hätten. —

Unsere Thaler, unsere Tänze *), und unsere Töchter, haben sie im letzten Kriege allerdings gut kennen gelernt, und lieb gewonnen, das ist richtig. Ob sie sich um viel mehr anderes ernstlich bekümmert haben, darüber dürfte man nach verschiedenen Anzeigen starke Zweifel haben. — Wie genau man von den deutschen Lehranstalten in Paris unterrichtet sey, kann uns unter andern folgendes Beyspiel beweisen.

Ein gewisser J. B. Pujoulx hat ein Buch gemacht, betitelt: „Paris am Ende des achtzehnten Jahrhunderts." Herr Pujoulx lebt in Paris, ist ein Philosoph, und sein Buch ist im Jahre 1801 gedruckt. In diesem befindet sich ein Kapitel, überschrieben: „Un=

*) Besonders den Walzer.

terricht in der Technologie." Hier erzählt uns Hr. Pujoulx, „daß im republikanischen Lyceum vor zwey Jahren (also im Jahr 1799) die ersten Vorlesungen über Technologie seyen gehalten worden; daß dieselben noch guten Fortgang haben, und daß er sich gar nicht wundere, daß besonders die Ausländer (les etrangers surtout) die größte Aufmerksamkeit auf diese Vorlesungen verwenden, und mit einem lebhaften Interesse die Entwickelung der Künste anhören, welche zum industriellen Reichthum der Staaten beytragen."

Dieß möchte noch hingehen, obschon man über die ersten technologischen Vorlesungen im Jahre 1799, und über die étrangers surtout, welche nach Paris wallfahrten, um dort diese neue Wissenschaft zu holen, mit Fug und Recht hellauf lachen dürfte; aber nun höre man, was uns Hr. Pujoulx weiter Neues sagt.

„Man hat mich versichert, daß die Deutschen den Versuch gemacht haben, ebenfalls technologische Vorlesungen auf irgend

einer ihrer Universitäten einzuführen, daß man aber wegen der Schwierigkeit, sich gute Professoren zu verschaffen, auf den Wunsch habe Verzicht thun müssen, solche Professoren dort anzustellen *)."

Dieses findet auch Hr. Pujoulx ganz natürlich: „denn (fährt er fort) man begreift wohl, daß technologische Vorlesungen einiges Interesse nur in einem Lande haben können, wo der Professor und die Zuhörer die Künste und Gewerke, welche in der Technologie beschrieben werden, stets vor Augen haben können." — Atqui, hätte Hr. Pujoulx fortfahren mögen, diese Künste und Gewerke kann man nur in Paris vor Augen haben. — Ergo lassen sich nur in Paris technologische Vorlesungen halten.

Was ist auf eine solche Parisische Faseley zu antworten? . . . Nichts als die trock-

*) On m'a assuré, que les Allemands avoient *tenté* d'introduire un cours semblable dans *quelqu'une* de leurs universités, mais que la difficulté de se procurer de *bons* professeurs avoit fait rénoncer au desir de les y fixer.

ne Wahrheit! — Kund und zu wissen sey also dem unwissenden Hrn. Pujoulx, und denjenigen seiner Leser jenseits des Rheins, die eben so unwissend sind wie er, daß in Deutschland nicht auf irgend einer Universität der mißlungene Versuch ist gemacht worden, technologische Vorlesungen einzuführen, sondern daß beynahe auf allen deutschen Universitäten, — nicht erst seit fünf Jahren wie in Paris — sondern seit ungefähr einem Vierteljahrhundert technologische Vorlesungen gehalten werden. In Göttingen namentlich existirt der technologische Lehrstuhl schon über dreyßig Jahre; und die guten deutschen Professoren Beckmann und Jung haben die ersten systematischen Vorlesebücher über die Technologie geschrieben.

Der Professor des technologischen Kursus in Paris ist, wie uns Hr. Pujoulx berichtet, ein gewisser Hassenfratz, dem Namen nach zu urtheilen, ein Deutscher, der vielleicht Beckmanns oder Jungs Technologie mit sich dorthin gebracht hat, und daraus den

Parisern seit 1799 — non audita prius vorliest.

In Wien werden an der Universität seit zwanzig Jahren technologische Vorlesungen gehalten. Der Professor ist der verdienstvolle Jordan, ein *bon* Professeur, der von seinem Fache nicht bloß auf dem Katheder spricht, sondern seine Zuhörer auch gelegenheitlich in die Fabriken und Werkstätte der Künstler und Handwerker führt; der auch außer den eigentlich Studierenden alljährlich in den Sommermonaten noch für angehende Fabrikanten und Künstler eigene technologische Vorlesungen giebt.

LXV.

Mädchenschulen.

Außer den Trivialschulen, welche sowohl in der Stadt selbst als auch in allen Vorstädten vorhanden sind, und worin den Mädchen der niedern Volksklassen gleicher Unterricht mit den Knaben ertheilt wird, welcher in der Religionslehre, im Lesen, Schreiben, und der einfachern Rechenkunst besteht, sind gegenwärtig noch drey eigene Mädchenschulen für die Töchter aus dem Bürgerstande und den übrigen mittleren Ständen.

Die eine ist die Mädchenschule bey den Ursulinernonnen in der Stadt, welche zwar schon seit sehr lange besteht, in der neueren Zeit aber die Verbesserung erhalten hat, daß sie in der Lehrart, in der Auswahl der Schulbücher u. s. w. der allgemeinen Schulendirection und Aufsicht untergeordnet worden ist.

Die beyden übrigen öffentlichen Mädchenschulen bestehen erst seit wenigen Jahren, ei=

ne in der Stadt selbst, die andere in der Leopoldstadt. — Jede derselben hat zwey Oberlehrerinnen und zwey Unterlehrerinnen, welche in dem von Kaiser Joseph dem Zweyten gestifteten Mädchenpensionat *) gebildet, und hieher versetzt worden sind. Die Schülerinnen sind in zwey Klassen eingetheilt. Man lehrt darinnen Religion, Lesen, Schreiben, mit Orthographie und Kalligraphie, Rechenkunst und deutsche Sprachlehre, auch die gewöhnlichen Strickarbeiten. — Es werden alljährlich zwey öffentliche Prüfungen, im Beyseyn der Normalschulendirection, vorgenommen.

Die Lehrerinnen werden zwar vom Staate bezahlt, doch muß jede Schülerinn monatlich 30 kr. Schulgeld, und für den Winter 40 kr. Holzgeld entrichten.

---

*) Von der Entstehung und dem Zweck dieses Instituts, welches seit zwey Jahren aus der Stadt nach Herrnals versetzt worden ist, sehe man Skizze von Wien, IV. Heft. Kap. 103.

Nebst den gewöhnlichen Schulstunden wird Vormittag und Nachmittag noch eine sogenannte Nachstunde gegeben, und zwar für besondere Gegenstände, deren Besuch von der Willkühr jeder Schülerinn, oder vielmehr, ihrer Aeltern abhängt, und für welchen monatlich ein Gulden bezahlt wird. Eine dieser Nachstunden ist dem besonderen Unterricht in weiblicher Arbeit gewidmet, welche in allen Gattungen der feineren Strickereyen besteht: eine gute, recht brauchbare Sache. — Die zweyte Nachstunde ist ..... sonderbar genug! .... für die französische Sprache. Ist dieß nicht ein Auswuchs von pädagogischem Luxus? ... da die bürgerlichen Mädchen, welche diese Schule besuchen, in der Regel doch einst zu Weibern für ehrliche Bäcker, Müller, Tischler, Schneider, Schlösser u. s. w. bestimmt sind, was sollen sie mit der französischen Sprache? — werden sie sich nicht für vornehmer halten als ihren schlichten östreichischen Ehegenossen, der kein Wort von der hochadelichen Sprache seiner Gemahlinn versteht?..

Mich dünkt, unsere Mädchen aus dem Mittel- und Bürgerstande könnten noch viel nützlichere Dinge lernen als eine ausländische Sprache.

Außer diesen öffentlichen Mädchenschulen sind seit einigen Jahren mehrere derselben von verständigen und geübten Matronen mit Bewilligung der Landesregierung und mit Beystimmung der Schulendirection, errichtet worden. — Diese Anstalten sind eigentlich für Töchter aus den höheren Ständen, und darum giebt man hier auch mit Recht eine höhere und feinere Erziehung: die Mädchen lernen, über den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen, noch Musik, Tanzen, Zeichnen, Sticken, fremde Sprachen u. s. w. — Eines der bekannteren und gerühmteren Institute dieser Art ist die Schule der Madame Klement auf dem neuen Markt. Für Wohnung, Tisch und Unterricht bezahlt jedes Mädchen jährlich 370 fl. In der That ein geringer Preis. Auch melden sich hier immer mehr Schülerinnen, als Plätze leer sind, deren Zahl bis jetzt nur auf dreyßig

geht; darum nimmt die Erzieherinn auch Mädchen, die bloß zum Unterricht in die Schule kommen, ohne darin zu wohnen.

LXVI.

Uebersättigung des Publikums an Schauspielen.

„Brod und Schauspiele *)!“ riefen schon die alten Römer, und um beydes schreyen noch bis auf den heutigen Tag die Bewohner aller großen Städte. Indessen ist einiger Unterschied zwischen den Schauspielen der Römer und den unsrigen; denn erstens hatte das hochachtbare Publikum des alten Roms seine Spectakel *gratis*, und zweytens hatte es mehr Abwechselung in denselben, denn man gab ihm Komödien, Fechterspiele, Kämpfe der Ringer, Thierkämpfe, Naumachieen u. s. w.

*) Panem et circenses.

Die öffentlichen Spectakel der neueren Zeit bestehen bekanntlich allenthalben bloß in den Spielen des Theaters (in Wien ist auch noch das Feuerwerk), und der Eintritt zu denselben muß mehr oder minder theuer bezahlt werden.

So allgemein nun das Geschrey nach Schauspielen ist, eben so schwer und stets schwerer wird es, den ungenügsamen Theaterbesuchern in Wien immer etwas aufzutischen, was ihnen behagt. . . . Für sie sind alle Charaktere, alle Intriguen, alle Situationen, alle Dekorationen und alle Talente erschöpft. Bey diesen übersättigten Zuschauern muß jede Theaterdirection zum *Impressario in angustie* werden; sie mag ersinnen was sie will, um ihre Spectakel anziehend zu machen: umsonst! man hat alles gesehen, alles gehört, und — gähnt.

Es stehen hier beynahe das ganze Jahr hindurch alltäglich fünf Theater offen, und wenn auch eines oder zwey derselben nur für eine gewisse Menschenklasse genießbar sind, so befriedigen doch immer drey den Mann von

Geschmack. Das vierte mag zur Abwechslung dann und wann mitgenommen werden, wie man auch in einer feinen Gesellschaft mitunter einen Schwank verschluckt. Das fünfte sey endlich für diejenigen, welche die Produkte desselben verdauen mögen und können.

Die beyden Hoftheater geben vier Gattungen von Schauspielen: deutsche recitirte Stücke aller Art, deutsche Oper, italiänische Oper, Ballet. — Das Theater an der Wien giebt deutsche recitirte Stücke, und Opern sowohl ernsthaften als komischen Inhalts. — Das Marinellische Theater durchaus hoch- oder niedrigkomische, auch viel burleske Waare, recitirt oder gesungen, auch manchmal eine Pantomime. — Das Josephstädter Theater steht noch viele Stufen tiefer.

Bey allen dem ist das liebe Publikum von Wien nicht nur manchmal, sondern fast immer mit seinen Theatern unzufrieden. Wenn auch mitunter einige Schuld auf den Directionen haftet, so liegt sie doch mehr an den Wienern selbst: sie sind übersättiget; sie finden nichts mehr gut genug.

Cypriani wurde in London in Kupfer gestochen; hier fand man ihn sehr mittelmäßig, und vermißte ihn bey seinem Abgang gar nicht. — Von dem jetzt in Paris befindlichen Raffanelli sprachen noch die neuesten Journale, die französischen Miscellen, die Reisebeschreibungen mit Enthusiasmus; hier war man froh als er gieng. — Brizzi bezaubert jetzt mehrere deutsche Städte; hier war man schon ganz gleichgültig gegen ihn. — Die Sänger und Sängerinnen Schmalz, Krebs, Schüler, Willmann, Gley, Brückel ꝛc. spielen die ersten Rollen in Berlin, Stutgard, Kassel, Breslau, Petersburg; hier wollte man sie nicht mehr hören.

Wenn fremde Schauspieler hier Gastrollen spielen (ich nehme ein Paar derselben aus) wie wenig leisten sie meistens im Vergleich mit den hiesigen! — Wenn die hiesigen besseren Schauspieler in den Ferien auf fremden Bühnen auftreten: wie drängt man sich zu ihrem Spiel, wie ungern sieht man sie wieder abreisen! ... Und hier wo man sie

ganz hat, wie kalt ist man oft gegen ihre Verdienste!

Es geht dem hiesigen Theater-Publikum gerade wie den abgestumpften Schlemmern und Schwelgern, die Alles anekelt, denen nichts mehr pikant genug ist, deren erschlafften Gaumen auch die leckerhafteste Nahrung nicht mehr reitzen kann, und die bey vollen Schüsseln einschlummern.

Zwar, wenn man den öffentlichen Nachrichten trauen darf, so soll es an manchen Orten, z. B. in Berlin, noch ärger seyn. Man geht dort beynahe bloß in das Theater, um zu kritteln und die Nase zu rümpfen, sowohl über die Schauspiele als über die Schauspieler, da hier doch noch ein Theil des Publikums wirklichen Genuß daran findet.

Wer billig seyn will, sollte doch bedenken, daß der Schauspieler ein Künstler ist, und kein Handwerker, daß er unmöglich alle Tage gleich aufgelegt seyn kann, mit dem Geiste zu arbeiten, wie dieser mit dem Leisten.

Auch machen sich die guten Schauspiele,

die guten Opern-Kompositionen, die guten Ballete nicht zu Dutzenden und tagtäglich, wie Bänder und Strümpfe in einer Fabrike! — Ja, was noch das Aergste ist: selbst gute Spectakel, wenn sie nicht durchaus, von der ersten Scene bis zur letzten, vom ersten Bogenstrich bis zum letzten, vom ersten Tanz bis zum Schluß, voll Kraft, Neuheit, Reichthum, Abwechslung und Interesse sind, so halten sie in der Regel wenige Vorstellungen aus.

Es ist wahrlich ein Problem, wer bey dieser Lage der Sachen mehr zu beklagen sey, das Theater-Personale oder das Publikum.

LXVII.

Wünsche.

Man denkt nicht immer an Alles!... Dieser Kernspruch, der sich selbst bey der kleinsten Haushaltung so oft bewahrheitet, ist um so mehr bey der Haushaltung einer großen Stadt anwendbar, wo die Aufmerksamkeit der oberen Beamten mit so vielen wichtigen Dingen beschäftiget wird, daß sie an kleineren vorbeyschlüpft, die jedoch dem unbedeutenden Manne auffallen, und manchmal Wünsche zu ihrer Abstellung in ihm erregen.

Ich hätte einige solche Wünsche, die zur Reinlichkeit, Bequemlichkeit und Vervollkommnung von Wien beytragen würden. Ob sie ausführbar seyen, das wird sich zeigen: wenigstens sey es mir erlaubt zu wünschen.

Ich wünschte, daß die Gassen der Stadt wiederum öfter geputzt würden, so wie es vor mehreren Jahren geschehen ist. — Durch die seltnere Reinigung häuft sich besonders auf den Plätzen, wo die vielen Fiacker-Pfer-

de den ganzen Tag stehen, der Pferdemist und Unrath aller Art zu sehr; der Wind trocknet ihn bald, führt in nach den benachbarten Gassen, und weht ihn den Gehenden auf eine unangenehme und gefährliche Art in die Augen.

* *
*

Ich wünschte, daß die Gassenlaternen, besonders zur Winterszeit wieder um eine halbe Stunde früher angezündet würden. Die Beleuchtungskosten sind zwar dermalen theurer, da aber die Beleuchtung für Alle ist, und doch nur diejenigen Häuser Einen Gulden zu derselben bezahlen, an denen eine Laterne hängt, so lege man diese geringe Beleuchtungstaxe auf alle Häuser ohne Ausnahme, und die höhere Ausgabe ist ohne Beschwerde gedeckt.

* *
*

Ich wünschte, daß den Fleischhackern befohlen würde, wenn sie mit ihren rasselnden Wagen in die Stadt fahren, die gräßlich

aussehenden blutenden rohen Fleisch- und Fett-Massen, die Rümpfe zerhackter Rinder, die abgehäuteten Kälber und Lämmer, womit diese Wagen bepackt und behängt sind, mit Matten oder Leintüchern zu überdecken, um uns diesen widerlichen Anblick zu ersparen.

* *
*

Ich wünschte, daß die ungeheuer langen Kutscherpeitschen abgeschafft würden (wie es vor kurzem in Paris geschehen ist), und daß den Kutschern, Postillons und allen Fuhrleuten überhaupt inner den Linien alles Schnalzen (Klatschen) mit den Peitschen strenge verboten würde. Die Länge dieser Peitschen macht, daß die das Pferd verfehlenden, oder von demselben abglitschenden Hiebe den nächsten Fußgängern rechts und links zu Theil werden, denen sie Striemen über Nase und Wangen ziehen, auch wohl Augen und Ohren zerfleischen. — Die Bauernpursche, welche mit ihren leeren Wagen durch die Stadt fahren, haben vollends Peitschen, die mitten aus der Gasse bis an beyde Häuserreihen

reichen; sie schnalzen damit so lustig und unbefangen, als ob sie auf dem offenen leeren Felde wären, und jeder solcher Schnalzer droht uns ein oder alle beyde Augen zu kosten.

* *
*

Ich wünschte, daß die Gassen der Stadt nicht immer und ewig mit Ständelweibern besetzt blieben, ja sogar mit neuen überladen werden. Nicht genug, daß die Gassen von Wien ohnehin schon bey weitem zu enge sind; daß sie durch Kutschen, Tragsessel, durch Kisten und Fässer vor den Kaufmannshäusern, durch die Vorsprünge an allen Handelsgewölben noch mehr verengert werden: man duldet überdieß, daß eine Heerde von entbehrlichen und lästigen Weibern allenthalben in den gangbarsten, gedrängtesten Straßen Ständchen und Tische nach Belieben hinpflanzt, und einen lumpigen Quark auskramt, der statt willkommen und bequem zu seyn, aller Welt im Wege steht. Man ist oft in der beynahe unausweichlichen Alternative, sich von einem Wagenpferd oder Trag-

sessel umstoßen zu lassen, oder ein solches Ständchen umzustoßen; im letzteren Falle hat man nebst einem Hagel von Schimpfwörtern noch die Ehre die mindeste Beschädigung des nichtsnützigen Krames sechsfach zu bezahlen. — Aber sagt man, diese alten Weiber wollen doch auch leben; es ist gut, bey denselben in jeder Straße Aepfel und Birnen, Kipfel und Schuhwichse, Pomade, Pantoffeln, Sackspiegel, Zopfbänder, blecherne Löffel, Fingerhüte, Zahnbürsten, Kinderklappern ꝛc. ꝛc. (denn dieß sind die wichtigen Artikel, um deren Willen sie die ganze Stadt belästigen dürfen) zu finden.... Wohl! sie sollen leben, sie sollen ihren Quark-Handel treiben: aber man weise sie auf freye Plätze hin, deren noch immer einige dazu taugliche vorhanden sind, und lasse sie nicht die Gassen verstellen, die zur Passage und nicht zu Marktplätzen bestimmt sind. Was helfen uns die schönen Trottoirs längs den Häusern hin, wenn ganze Strecken davon mit Trödel-Plunder überladen sind, der uns

zwingt, auf dem Pflaster zu gehen, das für die Pferde bestimmt ist!

* * *

Ich wünschte, daß an den Häusern in der Stadt allenthalben Dachrinnen angesetzt würden, weil man wegen der vielen Wagen in den engen Gassen beym Regenwetter gerade in der Traufe wandeln muß. — Es sind zwar schon vor mehrern Jahren durch einen obrigkeitlichen Befehl an den kleinen Dächern ober den Gewölben Rinnchen angebracht worden; allein das ist sehr unzulänglich, weil nicht alle Häuser solche Dächelchen haben, weil gerade ober dem Eingang des Hauses die große Dachtraufe freyes Spiel hat, und weil die besagten Rinnchen, auch wo sie vorhanden sind, nicht gehörig unterhalten und gereiniget werden.

* * *

Ich wünschte, daß mit practischer Strenge auf das heilsame Geboth gehalten würde, in keinem Falle verfaulte Limonien, verfaulte

Häringe, verfaultes und unreifes Obst zu verkaufen, wie es so häufig und öffentlich geschieht. — Ich habe oft ganze Häufchen von Kirschen, Zwetschken ꝛc. liegen gesehen, die alle ohne Ausnahme faul oder unreif waren; die schelmischen Verkäufer machen da freylich einen geringen Preis, und gerade dieser lockt Kinder und arme Leute an zu kaufen, die sich dann dadurch Fieber oder Ruhr holen. — Solche Giftwaare sollte von den Marktrichtern ohne weiters konfiscirt, und in das Wasser geworfen werden.

* * *

Ich wünschte, daß bey dem gegenwärtigen allgemeinen Mangel, bey der allgemeinen Theuerung und Verschlechterung des Weines, jedermann, der unverdorbenen gesunden Wein ausschenken will, die Freyheit gegeben würde, es auch im Kleinen zu thun. Da aller Wein an der Gränze oder an der Linie die gesetzmäßige Taxe bezahlt, so verliert der Staat nichts dadurch; und was die Einwendungen der hiesigen Wirthe betrifft,

auf diese ist bey gegenwärtigen Umständen gar nicht zu achten: es giebt keinen armen Wirth in der Stadt Wien; im Gegentheil, sie werden alle überreich. Ist es nicht eine bekannte Sache, daß die Wirthe Estner, Pirrus, Marschall, Geringer, Luperger ꝛc. sich in wenigen Jahren hunderttausende erworben, dann ihre Wirthshäuser aufgegeben, und sich mit ihren Tonnen Goldes in Ruhe gesetzt haben, um wie große Herren von ihren Renten zu leben.

* * *

Ich hätte freylich der Wünsche noch mehr, aber sie mögen einsweilen in petto bleiben.

Die Wünsche eines Privatmannes über öffentliche Vorkehrungen sind zwar gewöhnlich nur Vox clamantis in deserto; indessen Muth gefaßt! . . . Ich habe einst laut gewünscht, daß die widerlichen Häuschen vor der Stephanskirche möchten abgerissen werden, und sie sind abgerissen worden; ich habe gewünscht, daß der Franciskanergarten und Kapuzinergarten mit Häu-

sern möchten bebaut werden, und es ist geschehen; nicht zwar meinem Vorschlag zu Liebe: so eitel bin ich nicht, mir dieses einzubilden; aber dieser oder jener Mann von Bedeutung ist vielleicht durch einen solchen Wunsch bewogen worden, die Sache in Ueberlegung zu nehmen, hat die Ausführung davon für die öffentliche Bequemlichkeit passend gefunden, und — consumatum est.

Laßt uns nicht jede Hoffnung aufgeben. Manche Dinge brauchen zuweilen nur einen kleinen Anstoß von außen zu erhalten, und sie kommen in wirksame Bewegung.

LXVIII.

Schraubereÿ.

Man hört in Wien sehr häufig die den Ausländern unverständlichen Ausdrücke: Fopperey und foppen. Dieß sind östreichische Provinzialismen, welche eben das bedeuten, was im besseren Deutsch die Worte Schraubereÿ und schrauben, und das französische, aber in den feineren Gesellschaften schon seit lange mit dem deutschen Bürgerrechte beschenkte Wort Persiflage.

Was ist das Persiflage? Es ist eine unter dem betrügerischen Schleyer des Beyfalls angebrachte Spötterey *): ist also gerade das, was die Wienerische Fopperey ist. Beydes nun, sowohl das Wort als die Sache, war besonders in dem ehemaligen jovialischen, von Genuß und Wohlleben strotzenden Wien

---

*) Ein alter französischer Schöngeist hat das Persiflage definirt, es sey: die Zersezung imposant scheinender Dinge auf ihren eigenthümlchen Werth.

allenthalben zu Hause, in der schmutzigen Bude des Schusters wie im seidenen Saale des Großhändlers. Diese beliebte Fopperey hatte ihre Altäre vorzüglich in den Wirthshäusern, Kaffehäusern, und wo immer lustige Brüder zusammen kamen.

Vor allen Dingen konnte kein großer Schmaus gefeyert werden ohne eine schwere Dosis von derben Foppereyen. Es gab eigene bekannte Menschen, die — wissentlich oder unwissentlich aber immer gutwillig — unaufhörlichen Spaß mit sich treiben ließen; ein solcher Mensch hieß in der traulichen Gesellschaftssprache ein animal foppabile; man riß sich darum, man lud ihn zu allen reichlichen Tafeln; er war da gleich einer geistigen Senfflasche, aus der selbst die stumpfsten Köpfe Stoff nahmen, um sich die Nase etwas zu kitzeln. — Konnte man auch einen recht kaustischen Fopper auftreiben, so setzte man ihn dem animal foppabile gegenüber, und dann war des Schraubens kein Ende, folglich der Spaß vollkommen.

Dieser Muthwille, mit dem schwachen

Kopf oder mit der schwachen Seite andrer seinen Spaß zu treiben, brachte denn von Zeit zu Zeit lustige Auftritte hervor . . . . Ein schlechter — und folglich um so mehr eingebildeter — Poet hatte bey einer öffentlichen, sehr festlichen Gelegenheit ein elendes Gedicht drucken lassen; er gieng alle Abende in ein bestimmtes Gasthaus, und sprach dort von seinem pindarischen Talent und von seinen Produkten mit Emphase. Einige Spaßvögel hatten dem Aufwärter einen Wink gegeben, und horchten mit anscheinender Bewunderung auf die Worte des Versifex: indessen verlangt einer eine Portion Käse; der Käse kömmt; wie aus Zerstreuung beguckt man das Papier, worein der Käse gewickelt war, und sieh da! es ist gerade das neueste Gedicht des anwesenden Poeten . . . Man lächelt sich zu, man schüttelt die Köpfe; der Dichter nimmt noch keine Notiz davon — — Ein zweyter begehrt ebenfalls Käse; dieser kömmt in eben das Gedicht gewickelt; die nämliche poetische Käsehülle erscheint zum dritten, vierten, und fünften Mahl, und macht endlich

ein halb Dutzend voll. Endlich brechen alle auf den Dichter los: Bey allen neun Musen! welch ein schmähliches Schicksal hat ihr Gedicht betroffen? ist es denn bereits in die Gewürzläden gewandert, da all unser Käse darein gewickelt wird! — Wer das genus irritabile Vatum kennt, der stellt sich die Todtenblässe des Dichters vor. Er schwur, von nun an keinen Vers mehr zu machen, und war wirklich auf immer von der Metromanie geheilt . . . . Dießmal war die Schrauberey gut angebracht.

Es werden aber manchmal auch unbarmherzige Späße ausgeheckt, die üble Folgen haben. Ein Herr von R*** hatte die unüberwindliche Schwachheit, ganz und gar nichts von Doktoren, Krankheit und Sterben hören zu können. — Ein Unbekannter geht zu einem Medikus, und ersucht ihn, zu H. v. R. zu kommen, sagt ihm aber, obschon H. v. R. sehr krank sey, so habe er doch die Grille, es nicht seyn zu wollen, er werde höchlich dagegen protestiren, der Doktor soll sich jedoch dadurch nicht irre machen lassen, und

ihm beystehen. Der Sohn Aesculaps kömmt zu H. v. R., kondolirt, und bietet seinen Beystand an. — Die Ansicht eines Doktors, die Kondolenz, die Miene der Besorgtheit, machen den armen R. schon Farbe und Puls verändern; er versichert indessen sein Wohlbefinden, und protestirt gegen allen medicinischen Beystand. Der Doktor, seiner Instruction eingedenk, dringt in den vermeyntlichen Patienten, hascht nach seinem Puls, spricht von Gefahr. R. wehrt sich, geräth in Hitze, und will den Doktor über die Treppe werfen. — Tags darauf erscheint ein Geistlicher, um dem H. v. R. in seiner letzten Stunde beyzustehen, denn zu diesem Ende habe man ihn hierher kommen heißen. — Am dritten Tage kömmt vollends ein Tischler mit einem Todtensarge, pocht ungestüm an die Thüre, und schreyt recht laut, hier bringe er den bestellten Sarg für den verstorbenen R. — Dieses ganze Possenspiel war von einigen Schraubern angestellt: aber den H. v. R. griff besonders der Anblick des Sarges so heftig an, daß er beynahe im Ernste des

Doktors, des Geistlichen und des Sarges bedürft hätte.

Wer erinnert sich nicht noch des armen Schauspielers aus der Vorstadt, B**, den grausame und alberne Spaßmacher durch ihre ewigen Schraubereyen dahin gebracht haben, daß er mit Band und Stern von Goldpapier öffentlich herum gieng, und endlich im Narrenhause starb.

Die große Lust zur planmäßigen Schrauberey hat sich zwar unter Leuten von besserem Geschmack hier gänzlich verlohren; indessen thut die liebe Fopperey noch hie und da sowohl active als passive gute Dienste, und ist der Schlüssel zu manchen Häusern und Speisezimmern: wer bösen Witz und Hartherzigkeit genug besitzt, andere tüchtig zu schrauben; wer mit der gehörigen Dosis von Selbstverläugnung oder Geistesarmuth ausgesteuert ist, um sich recht viel schrauben zu lassen, ist noch bey manchem goldnen Kalbe und bey einer Legion von Halbköpfen ein willkommener Mann.

Scherz und Freude sind zwar die Würze

des Lebens; und die Tage an denen man nicht lacht, sind verlohrne Tage; aber unaufhörliche Schraubereyen machen Langweile und Eckel.

LXIX.

Die Porzellan-Fabrike.

Wer liebt nicht die Zierde unsrer Tafeln, das Porzellan? dieses niedliche Fabrikat, das an Reinlichkeit und geschmackvollem Ansehen selbst silberne und goldene Geschirre übertrifft, und denselben (als Tischgeräth betrachtet) nur in der Rücksicht nachstehen muß, weil es zerbrechlicher ist, und weil die Scherben davon keinen Werth mehr haben, wie die Scherben der goldnen und silbernen Gefäße.

Die Alchymie ist zwar an sich eine betrügliche und geldverschwenderische Phantasterey, aber sie hat doch manche unerwartete Ent-

deckung herbeygeführt; und wenn wir dem fleißigen Sammler über die Geschichte der Erfindungen, dem Professor Beckmann in Göttingen, trauen dürfen, so hat der Goldmacher-Tiegel auch zur Erfindung des Porzellans in Europa Anlaß gegeben. Hören wir den berühmten Technologen selbst hierüber sprechen:

„Das Porzellan sollen schon die alten Aegypter gemacht haben. Bey dem Chinesern und Japanern ist diese Kunst so alt, daß sie sich in der Thorheit ihrer ältesten Geschichte verliert. Die Portugiesen brachten das Porzellan zuerst als Waare nach Europa. — Unter den Europäern erfand ein Deutscher, Namens Böttcher, aus Schleitz im Voigtlande, die Kunst Porzellan zu machen. Er hatte in Berlin die Apothekerkunst gelernt, und war 1701 von dort nach Sachsen entwichen, weil er für einen Goldmacher ausgeschrieen wurde. In Sachsen ward er angehalten, die Bereitung des Pulvers zur Veredlung der Metalle, wovon er einen kleinen Vorrath von einem Unbekannten geerbt

haben sollte, zu erfinden, und in dieser Verlegenheit erfand er die Kunst Porzellan zu machen. Das erste wurde 1706 in Dresden verfertiget, von brauner und rother Farbe; 1709 ward zuerst das weiße gemacht, und seit 1730 ganz allein. 1710 wurde die Fabrike auf dem Schlosse zu Meissen angelegt, und in der Ostermesse desselben Jahrs ward das Porzellan zum erstenmahl öffentlich verkauft. Diese deutsche Erfindung machte ganz Europa eifersüchtig: Holländer und Engländer ließen die Materialien aus China kommen, um daraus selbst Porzellan zu machen. Auch die Franzosen verschrieben von dorther Materialien, und brauchten Jesuiten zu Kundschaftern. Porzellan ist ein in Europa gemachter Name; die Schnecken, welche Cypräå heißen, werden von den Italiänern porcelle genannt, weil sie so in einander gewunden sind, wie sich die Kellerassel, porcelli oder porcelleti, zusammen zu winden pflegen. Nachher nannten sie die Töpferwaare, welche wegen ihrer Glasur den Porzellanschnecken gleicht; porcellana."

So Beckmann.

Der Hofagent Klaudius Pasquier, ein gebohrner Niederländer, legte im Jahre 1718 am ersten eine Porzellan-Fabrike in Wien an. Daß dieß nur ein schwacher Versuch war, ergiebt sich daraus, weil die Zahl sämmtlicher von ihm dabey gebrauchter Arbeitsleute nie über zwanzig Personen betrug. Auch hatte das ganze Unternehmen schlechten Fortgang: Pasquier gerieth dabey mehr und mehr in Schulden, und die ganze Anlage würde wieder zu Grunde gegangen seyn, wenn sie nicht die Kaiserinn Maria Theresia in der Folge an sich gekauft hätte, welches im J. 1744 geschah. Pasquier erhielt für das Haus, für die Arbeitsgeräthe und den geringen vorhandenen Waaren-Vorrath, 45000 Gulden und eine jährliche Leibrente von 1500 fl., und die Fabrike wurde von nun an auf Rechnung des Hofes betrieben.

Die beyden Kammer-Präsidenten Chotek und Hatzfeld, deren Departement die Porzellan-Fabrike seit dem geschehenen Ankauf untergeben war, beförderten vorzüglich das

Emporkommen derselben. Man kaufte allmählig mehr Häuser an, und schuf aus allen zusammen endlich das jetzige Fabrikgebäude in der Vorstadt Rossau, welches zwey Stockwerke hoch ist, fünf Höfe, und eine Peripherie von 240 Klaftern hat. — Man suchte in den erbländischen Provinzen selbst nach Erdarten, die zur Fabricirung des Porzellans geeignet sind, und fand solche Erde in Oestreich, Ungarn und Steyermark, läßt sie aber auch noch häufig aus dem Fürstenthume Passau kommen. — Man verschaffte sich durch Belohnungen, durch Reisen und Aufmunterungen aller Art geschickte Arbeiter und Künstler, besonders für die Modellirung und Malerey. — Somit ward die Fabrike auch eine der beträchtlichsten in Europa, und beschäftiget gegenwärtig nahe an 500 Arbeiter.

Man hat es in der Eleganz der Formen, der Zeichnung, der Malerey und der Vergoldung zu einem allerdings bewunderungswürdigen Grade von Vollkommenheit gebracht, und man raffinirt noch täglich, höher empor

zu steigen: man verfertigt Confect-Teller, wovon ein einziger 100 Fl. und darüber kostet. — Wie man in der Fabrike der Gobelins die schönsten Gemälde der Raphaele, Titiane ꝛc. auf Tapeten bringt: so trägt man in der Porzellan-Fabrike die niedlichsten Kabinetsstückchen an Gemälden oder Kupferstichen auf Tassen, Teller u. s. w.

Wer sich von der Schönheit der hiesigen Porzellan-Arbeiten überzeugen will, der besuche das große Magazin der Fabrike, welches täglich für jedermann offen steht, und worin sowohl die eben fertig gewordenen eigends bestellten Stücke, als die zum Verkauf für jedermann vorräthigen Artikel, wie auch manche besondere Schaustücke, in einer niedlichen Vertheilung aufgestellt sind.

Die größeren europäischen Porzellan-Fabriken zu Seve, Meissen, Berlin u. s. w. haben fast jede etwas Eigenes zur Anempfehlung ihrer Arbeiten anzuführen. Es bleibe jeder ihr Vorzug! ... Von dem hiesigen Porzellan behaupten Kenner, daß es vornehmlich

an Feuerfestigkeit, an Weiße und Malerey seine Konkurrenten übertreffe.

Die gewöhnlichen Artikel dieser Fabrike haben einen gesetzten Preis, der jedoch seit einiger Zeit merklich gestiegen ist: noch vor acht Jahren kostete ein einfacher Teller 24 Kreutzer, und eben dieser kostet jetzt 40 Kr. — Für besondere kostbare Stücke wird immer auch ein besonderer Preis bedungen.

Die Liebhaberey für das Porzellan ist allgemein geworden; es hat selbst aus allen Wirthshäusern das sonst dort meistens gewöhnliche Zinngeschirr verdrängt. — Aber seit einigen Jahren klagt man auch ziemlich allgemein über den Mangel an neuem Porzellan, besonders an dem zum alltäglichen Gebrauch nöthigen: man kann Monate lang in das Magazin gehen, ehe man das vorräthig findet, was man eben sucht; auch bestellte Arbeiten können nicht zeitig genug nach dem Wunsche der Liebhaber abgefertiget werden. Es bedarf jetzt einer besonderen Sollicitation und Begünstigung, um nach Qualität und Zeit das zu erhalten, dessen man

bedarf. Woran es liegen mag, daß die Fabrike dem allgemeinen Verbrauch nicht gehörig und schnell genug folgt, ist mir nicht bewußt.

LXX.

Niederlagen der Tischler, der Uhrmacher und Schlösser.

Dieß sind Anstalten der neueren Zeit: ein Beweis, daß der Raffinirungsgeist auch in die Wienerschen Professionisten zu fahren beginnt — Erst vor wenigen Jahren haben sich einige Tischlermeister zusammengethan, und eine Niederlage hauptsächlich ihrer feineren Arbeiten errichtet, ohne jedoch die gewöhnlicheren Waaren ihrer Werkstätte davon auszuschließen.

Dieser Versuch muß vortheilhaft ausgefallen seyn, weil er sogleich nachgeahmt, und allmählig so allgemein geworden ist, daß nun

in der Stadt selbst wenigstens ein halbes Dutzend, und in den Vorstädten ebenfalls mehrere solche Niederlagen existiren, so daß vielleicht diese plötzliche und häufige Konkurrenz die Sache in einiger Zeit wieder fallen machen könnte; welches jedoch so lange nicht zu befürchten scheint, als der jetzige, im Ameublement herrschende Luxus dauert, wovon die größte Rubrik in Tischler-Arbeiten besteht, die wenigstens alle zwey Jahre gewechselt zu werden belieben.

Diese Niederlagen sind unstreitig eine sehr bequeme Sache. Statt bey zehn Tischlern herum zu laufen, bis man das verlangte Möbel gerade nach seinem Geschmack findet; statt es zu bestellen, ein halbes Jahr darauf zu warten, und es vielleicht dann noch mangelhaft zu erhalten, findet man in diesen Magazinen jetzt alles nur Erdenkliche aus diesem Fache, an Spieltischen, Schreibtischen, Arbeitstischchen der Weiber, an Kästen, Stühlen, Schatullen, Kanapes, Ofenschirmen, Lichtschirmen, Bettstellen, Parketten, Toiletten ꝛc. ꝛc.

Auch arbeiten die hiesigen Tischler (zu ihrer Ehre muß man es sagen) gegenwärtig so niedlich, so künstlich und vollendet, als in irgend einem Lande. Sie arbeiten eben so schön, und feiner als ihre Kollegen in England, deren Sachen manchmal etwas gar zu massiv, und beynahe plump ausfallen. Auch haben sie statt des theueren ausländischen Mahagony-Holzes inländische Holzarten in die Verarbeitung gebracht, denen nur Vorurtheil und Mode noch nicht den Rang einräumt, welchen sie verdienten, und denen sie eine Politur und einen Schliff geben, dessen Glanz die englischen Arbeiten nicht erreichen. Solche Holzarten sind die Rotheiben, der Nußbaum, der ungarische Flieder, das türkische Haselnußholz, und selbst die Eiche.

Freylich muß man von der anderen Seite gestehen, daß eben dieses schön geschliffene Holz gewöhnlich so gar fein, und fast pergamentartig dünne aufgelegt ist, daß es bey einem etwas stärkeren Grade von Wärme oder Kälte leicht abspringt, und daß sol-

che Möbeln sehr häufiger Reparaturen bedürfen, ein Umstand, dem vielleicht in der Folge durch neue Raffinirung noch abgeholfen wird.

Uebrigens haben diese Niederlagen auch außer Wien großen Absatz: alles was von feinerer Tischler-Arbeit in beyden Gallicien, in Ungarn, Kroatien, ja sogar in Siebenbürgen existirt, kommt von hier dahin; dieses Toiletchen, jenes Ruhebettchen in der Rossau verfertiget, macht zu Lande oder zu Wasser einen Weg von siebenzig Meilen, um in Lemberg oder in Hermanstadt seinen Platz einzunehmen.

Dem Beyspiele der Meister Tischler sind seitdem auch die Groß-Uhrmacher und die Schlössermeister gefolgt, wovon die ersteren jedoch nur Eine, und die anderen bis jetzt nur ein paar Niederlagen angelegt haben.

Die Niederlage der Uhrmacher giebt ihre Uhren ein ganzes Jahr lang auf die Probe, und nimmt sie wieder zurück, wenn sich binnen dieser Zeit ein Fehler daran zeigt. — Die Ansicht dieses Magazins ist ein neuer Beweis,

wie sehr sich der Geschmack unter den hiesigen Künstlern aller Art verbessert und verfeinert. Man sieht bey einer Menge von Uhren sehr sinnreiche, witzige, gefällige und pikante Gruppen, Bilder, Symbole und Verzierungen angebracht.

In den Niederlagen von Schlösser-Arbeiten findet man hunderterley Artikel, vom einfachsten Thürriegel an bis zu jenen allangebeteten Bundesladen der großen Welt, den eisernen Geldkassen, die so niedlich gearbeitet und verziert, mit so vielen und künstlichen Schlössern und Riegeln verwahrt sind, daß auch der entschlossendste Beutelschneider bey Ansicht derselben in Verzweiflung gerathen muß.

LXXI.

Jahrmärkte.

Nach meiner Ansicht der Dinge, die aber gar leicht irrig seyn kann, sind große Jahrmärkte eben nicht sehr vortheilhafte Anstalten für den Wohlstand eines Landes, noch gute Zeichen von der Industrie desselben; sie scheinen mir zu beweisen, daß die Waaren, welche dorthin geführt werden, entweder gar nicht, oder doch nicht zu allen Zeiten nach dem Bedarfs-Quantum vorhanden seyen .... Man betrachte die so gepriesenen großen Messen zu Leipzig und Frankfurt: die dortigen Eigenthümer von Häusern, von Wohnungen und Magazinen; die Schenkwirthe und Kaffewirthe, die Ballenbinder, Karrenschieber und Fuhrleute, gewinnen allerdings dabey: auch ein Troß von Gauklern, Spielleuten, gutwilligen Mädchen, von Possenreissern und Glücksrittern findet diese Messen ohne Zweifel sehr vortheilhaft.

Aber im Wesentlichen? da kommen hauptsäch-

lich die Universal-Monopolisten die Engländer mit ganzen Schiffsladungen von ihren Stahlwaaren, von Wollen- und Baumwollen-Gewebe, und von ihrem ostindischen und chinesischen Trödel; auch die kaum aus ihrer sanscülottischen Nacktheit wieder hervorgegangenen Franzosen führen abermal all ihren theueren modischen Flitter und entbehrlichen Puppenkram auf die deutschen Messen: beyde Nationen, um dafür Millionen von Thalern wegzuschleppen, welche einige deutsche Provinzen, und dann vorzüglich die fabrik-armen Polen und Russen dahin schicken.

Indessen klagt man, daß auch jene weltberühmte Messen von Jahr zu Jahr schlechter werden, daß schon immer mehr Waaren als Käufer da sind .... desto besser! Es ist ein Zeichen, theils daß die Leute klüger werden, und ihr Geld nicht mehr so häufig an all den fremden Firlefanz hängen; theils daß andere Nationen sich dasjenige selbst zu fabriciren suchen, was wirkliches vernünftiges Bedürfniß ist.

Nach diesen Prämissen ist es mir nicht un-

lieb, sagen zu können, daß die beyden Jahrmärkte in Wien weiter nichts als eine sehr ärmliche Parodie jener großen Messen sind, und dieses vollends, seitdem der Kaiser Joseph den kräftigen Streich gethan hat, beynahe alle ausländischen Waaren zu verbieten.

Gegenwärtig kommen auf die hiesigen Märkte bloß Fabrikate aus den inländischen Provinzen: Eisenwaaren aus Tyrol und Steyermark, Glaswaaren und Leinwand aus Böhmen, mancherley Stoffe aus Inner- und Ober-Oestreich; auch dürfen die Fabrikanten während der Marktzeit im Kleinen verkaufen, die es sonst nur im Großen zu thun befugt sind .... Die hiesigen Kaufleute haben die, fast möchte man sagen, lächerliche Gewohnheit angenommen, sich auf dem Hofe hölzerne Marktbuden aufschlagen zu lassen, um zweymal des Jahrs während vier Wochen dort gerade dasjenige zu verkaufen, was sie das ganze Jahr über in ihren Gewölben auf dem Kohlmarkt, Graben, in der Körnerstraße und Bischofgasse auch verhandeln; nur daß sie in der offenen Markthütte

alles besser zur Schau aushängen können, und weil ein altes Vorurtheil den Wienern glauben macht, auf dem Markte sey besser zu kaufen als zur übrigen Zeit. — Da spaziert dann die junge schöne Welt zwischen 12 und 2 Uhr Mittags truppweise unter diesen Buden herum, beguckt wechselweise sich selbst und die anlockenden Siebensachen, worunter (wie man sagt) hier und da ein Kontrebande-Stück figuriren soll.

Beynahe möchte man sagen, es lohne der Mühe nicht, zwey Monate des Jahrs den Hof, den Graben, die Freyung, den hohen Markt ꝛc. mit den hölzernen Buden und Ständchen zu überstellen; denn die Unbequemlichkeit, welche daraus für die allgemeine Passage entsteht, ist in der That größer als die Bequemlichkeit, welche uns diese unbedeutende Krämerey verschafft.

LXXII.

Neues Gesetzbuch über Verbrechen und schwere Polizey-Uebertretungen.

„Ein gutes Gesetz ist ein Stück vom Steine der Weisen" — sagt ein berühmter Mann, und er hat Recht. Man sieht aus dem stets fortdauernden Bestreben so vieler Staaten, ihre Gesetzbücher mehr und mehr zur Vollkommenheit zu bringen, alte durch neue zu ergänzen, zu ersetzen, aufzuhellen, wie wichtig und schwer es ist, in der Gesetzgebung das Non plus ultra zu erreichen.

Ohne der älteren, in Oestreich eingeführten Gesetzbücher hier zu erwähnen, bemerke ich nur, daß mit dem Jahre 1787 ein von Kaiser Joseph II. publicirtes „allgemeines Gesetz über Verbrechen und derselben Bestrafung" in Wirkung trat *). Obschon es den neueren Zeiten mehr angepaßt war als die

*) Im V. Hefte der Skizze von Wien ist ein Auszug davon sammt einigen Reflexionen darüber.

älteren Gesetzbücher, so fand man doch Unvollkommenheiten daran; und schon zu Anfang der Regierung des gegenwärtigen Monarchen wurde eine eigene Gesetzgebungs-Kommission niedergesetzt, welche den Entwurf zu einem neuen Gesetzbuch machen mußte. Der Penal-Koder wurde am ersten in Arbeit genommen, weil seine Herstellung dringender war als die übrigen Zweige der Justizverfassung.

Gegen Ende des Jahrs 1803 erschien also das neue Gesetzbuch über Verbrechen und schwere Polizey-Uebertretungen. Mit dem 1. Januar 1804 trat es in die verbindende Wirksamkeit, und setzte dadurch in Rücksicht der darin enthaltenen Gegenstände alle ältere Gesetze, Rechte und Befreyungen außer Kraft.

Da für die Ausländer ein solches Gesetzbuch eine wichtige Urkunde über den sittlichen Zustand einer Nation ist, so muß eine gedrängte Uebersicht davon sein Blatt in der Schilderung des heutigen Wiens haben.

Der erste Theil handelt von Verbrechen.

Die Strafe der Verbrechen ist der Tod des Verbrechers, oder dessen Anhaltung im Kerker. Die Todesstrafe wird mit dem Strange vollzogen*). — Die Kerkerstrafe ist in drey Grade eingetheilt: Kerker ohne Zusatz; schwerer Kerker; schwerster Kerker. — Einfache Kerkerstrafe ist ohne Eisen; Wasser zum Getränk; Unterredung mit Niemanden. Im schweren Kerker Eisen an den Füßen; warme Speise, doch kein Fleisch; Bretter zum Lager. Im schwersten Kerker stets schwere Eisen an Händen und Füßen, außer der Zeit der Arbeit ein eiserner Ring um den Leib zum anschließen; nur alle zweyte Tage eine warme Speise, übrigens Wasser und Brod und Bretter zum Lager. — Die zeitige Kerkerstrafe hat zur kürzesten Dauer 6 Monate, zur längsten 20 Jahre; sie wird aber auch lebenslänglich. Mit derselben ist stets Arbeit ver-

*) Ehedem wurden zwar in Frankreich auch die Weiber gehangen; in Deutschland überhaupt aber und in Oestreich niemal. Von nun an sind sie also auch dem Strange unterworfen.

bunden. — Die Kerkerstrafe wird verschärft durch öffentliche Arbeit, (nur für Männer) auch Galeeren; durch Ausstellung auf der Schandbühne; durch Stockstreiche (für Männer) oder Ruthenstreiche (für Weiber und Jünglinge unter 19 Jahren) jedoch auf Einmal nie mehr als 50, und innerhalb den Mauern des Straforts; durch Fasten bey Wasser und Brod; durch Landesverweisung, nur für Ausländer. — Die Strafe des Todes, des schweren und schwersten Kerkers begreift auch in sich den Verlust des Ehrenranges, des Adels (jedoch nur persönlich) die Fähigkeit Kontrakte und Testamente zu machen (während der Strafzeit). Die Strafe ist immer nur persönlich. — Verbrechen von Inländern außer Landes, und von Ausländern im Lande begangen, werden nach diesen Gesetzen bestraft. — Hat ein Fremder im Auslande ein Verbrechen begangen, das auf die Verfassung, auf die öffentlichen Kreditspapiere oder auf das Münzwesen des Oestreichischen Staats Einfluß hat, so ist er gleich einem Eingebohrnen nach diesem Ge=

setzbuche zu behandeln. Für andere Verbrechen wird er an seinen Landesherrn ausgeliefert. — Die Strafe des Verbrechers benimmt niemandem sein Recht auf Genugthuung oder Entschädigung vom Verbrecher, dessen Vermögen oder Erben. Für Verbrechen werden erklärt: a) Hochverrath und andere die öffentliche Ruhe störende Handlungen. b) Aufstand und Aufruhr. c) Oeffentliche Gewaltthätigkeit. d) Rück kehr eines Verwiesenen. e) Mißbrauch der Amtsgewalt. f) Verfälschung der öffentlichen Kreditspapiere. g) Münz-Verfälschung. h) Religionsstörung. i) Nothzucht und andere Unzuchtsfälle. k) Mord und Todtschlag. l) Abtreibung der Leibesfrucht. m) Weglegung eines Kindes. n) Verwundung oder andere körperliche Verletzung. o) Zweykampf. p) Brandlegung. q) Diebstahl und Veruntreuungen. r) Raub. s) Betrug. t) Zweyfache Ehe. u) Verläumdung. x) Den Verbrechern geleisteter Vorschub.

Hochverrath (auch bloßer Versuch ohne Erfolg) wird mit dem Tode, dessen leichte

und gefahrlose und doch vorsetzlich unterlassene Hinderung mit lebenslänglichem schwersten Kerker bestraft. — Wer die Anzeige eines ihm bekannten Hochverräthers bedächtlich unterläßt, wird lebenslang mit schwerem Kerker bestraft, wofern nicht aus den Umständen erhellet, daß auch ohne Anzeige keine schädliche Folge mehr zu besorgen ist. — Wenn der Mitschuldige des Hochverraths die übrigen Hochverräther und ihre Plane zur Zeit, da sie noch geheim sind, und der Schade verhindert werden kann, entdeckt, so wird ihm gänzliche Straflosigkeit und Geheimhaltung zugesichert. — Aufhetzungen gegen die Regierungsform und Staatsverwaltung; öffentliche Lästerungen gegen die Person des Landesfürsten, sind Störung der öffentlichen Ruhe, und werden mit schwerem Kerker bestraft.

Aufstand und Aufruhr werden mit schwerem Kerker, und wenn Standrecht nöthig ist, mit dem Tode bestraft. — Oeffentliche Gewaltthätigkeit; Rückkehr eines Verwiesenen; Mißbrauch der Amtsgewalt, werden mit

mehr oder minder schwere und langwierige Kerker bestraft.

Verfälschung und Ausgabe der inländischen und ausländischen Bankozettel wird an dem Thäter und Mitschludigen mit dem Tode bestraft; der Versuch, mit schwerem Kerker, eben so die Verfälschung in- und ausländischer Staatsobligationen.

Münzverfälschung; Religionsstörung; Nothzucht und andere Unzuchtsfälle, werden mit mehr oder minder schwerem und langwierigem Kerker bestraft.

Mord wird an dem Thäter, an dem allenfalsigen Besteller und an den Helfern mit dem Tode bestraft; ehelicher Kindermord mit lebenslänglichem schwersten Kerker; unehelicher mit schwerem zeitigen.

Abtreibung der Leibesfrucht; Weglegung eines Kindes: Zweykampf; sind an den Thätern und Gehülfen mit mehr oder minde r schwerem und langwierigem Kerker zu bestrafen.

Brandlegung mit erschwerenden Umständen wird mit dem Tode bestraft, außer dem mit schwerer Kerkerstrafe.

Diebstahl und Veruntreuungen; Raub; Betrug; zweyfache Ehe; Verläumdung; Verbrechern geleisteter Vorschub, werden mit mehr oder minder schwerem und langwierigem Kerker bestraft.

Verbrechen und Strafe erlischt durch den Tod des Verbrechers, durch die ausgestandene Strafe, durch Erlassung derselben, durch Verjährung (unter gewissen Bedingungen) die aber bey verwirkter Todesstrafe nicht Statt hat.

Der zweyte Theil handelt von schweren Polizey-Uebertretungen.

Die strafbaren Handlungen der Kindheit bis zum vollendeten zehnten Jahre sind bloß der häuslichen Züchtigung überlassen; vom angehenden 11ten bis zum vollendeten 14ten Jahre werden Handlungen, die an sich zwar Verbrechen sind, wegen der Unmündigkeit des Thäters als schwere Polizey-Uebertretungen bestraft.

Die schweren Polizey-Uebertretungen werden bestraft a) um Geld; b) mit Verfall von Waaren, Feilschaften oder Geräthe

(welche beyde nicht dem Fiskus, sondern jedesmal dem Armenfonde in loco delicti zufallen); c) mit Verlust von Rechten und Befugnissen; d) mit Arrest (von 24 Stunden bis zu 6 Monaten, auch Hausarrest); e) mit körperlicher Züchtigung (nur bey dem Dienstgesinde, Handwerksgesellen und den untersten Volksklassen, mit Stock- und Ruthenstreichen, nie über 25 auf Einmal und nie öffentlich); f) mit Abschaffung aus einem Orte; g) aus einer Provinz; h) aus sämmtlichen Oestreichischen Staaten (nur Ausländer). — Der Arrest wird auch verschärft durch körperliche Züchtigung, durch Fasten, durch öffentliche Ausstellung, durch schwerere oder öffentliche Gemeinde-Arbeit.

Als schwere Polizey-Uebertretungen werden erklärt: Uebertretungen gegen die Sicherheit des gemeinschaftlichen Staatsbandes und den öffentlichen Ruhestand (durch Theilnahme an geheimen Gesellschaften, Auflauf, Verbreitung von Büchern und Kupferstichen gegen die Censursgesetze, Winkelbuchdruckereyen, Verleitung zur Auswanderung, Auf-

wieglung der Unterthanen gegen ihre Obrigkeiten); Uebertretungen gegen öffentliche Anstalten und Vorkehrungen zur gemeinschaftlichen Sicherheit, und gegen die Pflichten eines öffentlichen Amtes; gegen die Sicherheit einzelner Menschen an Leben, Gesundheit und Körper; gegen die Sicherheit des Eigenthums und Erwerbs; gegen die Sicherheit der Ehre und des guten Rufs; gegen die Sicherheit der Rechte. Uebertretungen endlich, welche die öffentliche Sittlichkeit verletzen.

* *
*

Diesen positiven Gesetzen sind Vorschriften über das rechtliche Verfahren bey Verbrechen, über die Gefängnisse, über die Verhöre und den ganzen Untersuchungsprozeß, beygefügt, die in Rücksicht auf Klarheit, Vorsichtigkeit und Milde wahrhaftig musterhaft sind, und wenn einem Delinquenten bey der Inquisition irgend ein Nachtheil geschehen sollte, so ist dieß wahrlich weder die Schuld des Gesetzgebers noch des Gesetzes, sondern müßte bloß dem exequirenden Unterbeamten zu Last gelegt werden.

Als die Regierung diesen neuen Pönal-Kodex publiciren ließ, gab sie zugleich eine öffentliche Erklärung über die Motive, warum sie für mehrere Verbrechen die Todesstrafe wieder eingeführt habe. Diese väterliche Ansprache ist wahrhaft preiswürdig und verehrungswerth. Denn über das Recht, ja sogar über die Nothwendigkeit der Todesstrafe ist man jetzt wohl allgemein wieder einig: nur jede unnütze und empörende Grausamkeit in der Art derselben bleibe auf immer davon entfernt. —

Ueber die Unanwendbarkeit überspannter metaphysischer und philantropischer Theorien hat uns leider die neueste Zeitgeschichte eine grausame Lektion gegeben. Es hat sich nur zu klar erwiesen, daß die lieblichen Ideen gutmüthiger Spekulanten über eine stets fortschreitende Vervollkommnung des Menschengeschlechts unhaltbare Träumereyen sind; daß die Schärfung der Verstandeskräfte im gemeinen Leben nicht auch nothwendig moralische Güte mit sich führt; daß der große Haufe der Menschen in alle Ewigkeit roher

Pöbel bleiben wird, taub gegen Vernunftgründe, fühllos gegen Ueberredung und Milde, und nur durch Zwang und Schärfe in einer leidlichen Ordnung zu halten; und daß es unter diesem rohen Haufen leider stets eine beträchtliche Zahl so durch und durch verdorbener und verhärteter Bösewichter giebt, die durch nichts zu bessern und zu schrecken sind, als durch die Todesstrafe.

Hat nicht noch erst neuerlich selbst die in vielen Dingen so musterhafte preußische Regierung, der es doch an Festungen und Soldaten nicht fehlt, ein halbes Hundert verstockter Verbrecher sogar in die Bergwerke nach Nertschinsk abgegeben, weil sie dieselben (nach ihrem eigenen Geständniß) bey lebendigem Leibe nicht genugsam verwahren und unschädlich machen konnte!

LXXIII.

Consumtions=Tabelle vom J. 1804.

An den Linien von Wien wurden verzollt vom 1. November 1803 bis zum letzten October 1804.

Ochsen	74205	St.
Kühe	1080	—
Kälber	62421	—
Schafe	53620	—
Lämmer	140868	—
Schweine	81314	—
Spanferkel	10285	—
Oesterreicher Wein . . .	406808	Eim.
Ungarischer u. ausländ. Wein	36088	—
Bier	658410	—
Mehl (weißes)	418056	Zent.
Mehl (schwarzes) . . .	330537	—
Gries	3120	—
Hülsenfrüchte	83845	Metz.
Weitzen und Korn	397465	—
Gerste	140736	—
Hafer	835596	—

Heu	19033 Fuhr.
Stroh	1533229 Bünd.
Unschlitt	37603 Zent.
Holz	287024 Klaft.
Steinkohlen	80332 Zent.
Brod	5341 —
Schmalz	1197 —

Wenn man diese Tabelle mit jener vom Jahre 1803 vergleicht, so hat Wien im letzten Jahre verzehrt:

Mehr

Schweine	14807 St.
Spanferkel	90 —
Ungarischen u. ausländ. Wein	6064 Eim.
Bier	302287 —
Mehl (weißes)	29132 Zent.
Hülsenfrüchte	44978 Metz.
Hafer	243757 —
Heu	2764 Fuhr.
Holz	129628 Klaf.
Unschlitt	1390 Zent.
Steinkohlen	9104 —
Schmalz	44 —

Weniger

Ochsen	15962	St.
Kühe	252	—
Kälber	2353	—
Schafe	13798	—
Lämmer	68837	—
Oesterreicher Wein . . .	119670	Eim.
Mehl (schwarzes) . . .	272872	Zent.
Gries	2661	—
Weitzen und Korn . . .	145618	Metz.
Gerste	175426	—
Stroh	995807	Bünd.
Brod	1308	Zent.

* * *

Die Zahl der verzehrten Ochsen, welche ehedem jährlich gewöhnlich zwischen 41000 und 44000 betrug, nun aber allmählig auf 80000, und im J. 1803 gar über 90000 Stücke gestiegen ist, bedarf folgender Erklärung: Wien zog seine Ochsen ehedem beynahe alle aus Ungarn; seit einigen Jahren aber haben die ungarischen Güterbesitzer für vortheilhafter geglaubt, die Schafzucht zu

vermehren, und die Mastung der Ochsen fallen zu lassen. Seit drey bis vier Jahren muß man also die größte Quantität dieser Thiere aus Polen, aus der Bukowina und der Moldau kommen lassen; die dortigen Ochsen sind schon von Natur kleiner und geringer, und bis sie die weite Reise nach Wien gemacht haben, werden sie so fleischlose Gerippe, daß sie sich zu den ungarischen Ochsen verhalten wie die mageren Kühe des träumenden Pharao zu den fetten: ihrer drey sind kaum Einen von der Ketschkemeter Haide werth.

Die Comsumtion des Biers und der ungarischen Weine hat sich so sehr vermehrt, weil der österreichische zu 24 Kreutzer die Maß gar nicht mehr zu trinken, der zu 36 Kr. schlechter ist als ehedem der zu 12 Kreutzer, und weil selbst dieser nicht mehr in hinlänglicher Quantität vorhanden ist.

LXXIV

Volks-Listen von Wien aus dem neunzehnten Jahrhundert.

1801.

Gestorben	15181.
Gebohren	11429.
Getraut (Paare) . .	2756.

1802.

Gestorben	14522.
Gebohren	12156.
Getraut (Paare) . .	2965.

1803.

Gestorben	14385.
Gebohren	12204.
Getraut (Paare) . .	2738.

1804.

Gestorben	14035.
Gebohren	11863.
Getraut (Paare) . .	2467.

* * *

In dem Zeitraum von 1781 bis 1784 war die Zahl der jährlich Verstorbenen zwischen 10564 und 12371. — Die Zahl der jährlich Gebohrnen zwischen 8271 und 8881. — Die Zahl der jährlich getrauten Paare zwischen 1805 und 2372.

In dem Zeitraum von 1791 bis 1794 war die Zahl der jährlich Verstorbenen zwischen 13097 und 15051. — Die Zahl der jährlich Gebohrnen zwischen 11022 und 11762. — Die Zahl der jährlich getrauten Paare zwischen 2146 und 2663.

Vor zwanzig Jahren war somit die Zahl der Geburten sowohl als der Sterbefälle jährlich ungefähr um 3000 geringer als jetzt. — Seit den letztern 14 Jahren aber ist zwar die Zahl der Geburten ziemlich gleich geblieben, die Zahl der Sterbefälle aber ist um etwas weniges gestiegen.

Einige auswärtige Gelehrte haben schon vor vielen Jahren, nach einer von ihnen angenommenen Theorie, in mancherley Schriften zu beweisen geglaubt, daß in Wien ver=

hältnißmäßig mehr Leute sterben, als in jeder anderen großen Stadt. Es ist der Mühe nicht werth, diesen gelehrten Herren viel nachzurechnen; indessen bleibt die Sache möglich. Zum verwundern dabey ist, daß trotz jener abschreckenden Todesberechnungen, die in ganz Deutschland und den angränzenden Ländern mit großer Sorgfalt sind verbreitet worden, doch das Zuströmen von Fremden hierher — ohne alle Rücksicht auf den ihnen drohenden frühzeitigen Tod — ganz und gar nicht ist gemindert worden. Im Gegentheil, seit den letzteren zehn Jahren hat die hiesige Polizey stets vollauf zu thun, um nur immer Ausländer von allen Weltgegenden her abzuhalten, damit sie nicht noch häufiger nach Wien kommen.

Inhalt.

XXXVIII. Zoologisch = mechanisch = physikalisches Kabinet . . . . Seite 181
XXXIX. Die Ausländer in Wien . . 189
XL. Kuhpocken 195
XLI. Revision der Aushängschilder und Aufschriften 203
XLII. Zweydeutige Höflichkeit . . . 208
XLIII. Millionairs 210
XLIV. Krida. — Bankerott. . . . 213
XLV. Haus=Officiers 218
XLVI. Der achtzehnte Junius . . 221
XLVII. Die Reichen 226
XLVIII. Betteley. — Arbeitshaus . . 230
XLIX. Luxus 236
L. Die Gänseweide 240
LI. Kunstliebhaberey 243
LII. Auslagen der Kaufleute . . . 248
LIII. Seltenheit der Namen Vater, Mutter, Gatte 252
LIV. Advokaten 254
LV. Der Kanal 258
LVI. Leichter Sinn 262
LVII. Fremde Sprachen 266
LVIII. Hofmeister. — Gouvernanten . 271
LIX. Schulgelder 277
LX. Der Theaterwagen 282
LXI. Das Zuchthaus 286
LXII. Der Todtenwagen 290

LXIII. Die barmherzigen Brüder . Seite 294
LXIV. Pujoulx und die deutschen Technologen 298
LXV. Mädchenschulen 304
LXVI. Uebersättigung des Publikums an Schauspielen 308
LXVII. Wünsche 314
LXVIII. Schrauberey 323
LXIX. Die Porzellan-Fabrike . . . 329
LXX. Niederlagen der Tischler, Uhrmacher, und Schlösser 336
LXXI. Jahrmärkte 341
LXXII. Neues Gesetzbuch über Verbrechen und schwere Polizey = Uebertretungen . 346
LXXIII. Consumtions-Tabelle vom J. 1804. 357
LXXIV. Volks-Listen von Wien aus dem neunzehnten Jahrhundert 361

Verlagsbücher bey J. V. Degen.

Pezzl, J., Skizze von Wien, unter der Regierung Joseph II. Vierte Auflage, zwey Theile in Taschenformat. Wien, 1803. Auf Schreibpap. 2 fl. Auf Druckpapier 1 fl. 30 kr.

— — — Neue Skizze von Wien. Erstes Heft. 8. Wien, 1805. Geheftet 45 kr.

— — — Charakteristik Josephs II., eine historisch-biographische Skizze, dritte verbess. Auflage, mit Porträt. 8. Wien, 1803. Auf Schreibpapier 1 fl. 30 kr. Auf Druckpap. 1 fl.

— — — Geschichte Papst Pius VI. mit Porträt. 12. Wien, 1799. 1 fl.

— — — Beschreibung und Grundriß der Haupt- und Residenzstadt Wien, mit einer kurzen Geschichte, in Taschenformat. 1802. Auf Schreibpapier 4 fl. Auf Druckpapier 3 fl.

— — — Description et Plan de la Ville de Vienne. Format de poche. 1802. Sur papier fin collé. 4 fl. Sur papier ordin. 3 fl.

— — — Ulrich von Unkenbach und seine Steckenpferde, ein satyrisch-komischer Roman. 2 Thle. mit Kupf. 8. Wien, 1800-1802. Auf Schreibpapier. 5 fl. Auf Druckpap. 2 fl. 30 kr.

Hutt Lustspiele. Erstes Bändch. In 8. Wien, 1805. Auf Velinpapier 4 fl. auf Druckpapier 1 fl. 15. kr.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pezzl, Johann,

Neue Skizze von Wien

Bd.: 2.

Wien (1805)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 7318
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11249425-4